

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

9. Jahrgang.

Donnerstag, 10. Jänner 1929

Nr. 3.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Kr. 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Sonntags täglich.

Die national Verlässlichen

Die deutschen Regierungsparteien werden dem Himmel danken, daß er just im Augenblick, da ihnen eine Ablenkung des Interesses der Bevölkerung von ihren eigenen Taten am dringlichsten erschien, den König Alexander seinen falschtischen Staatsstreich verüben ließ. Nun hatte die Presse über anderes zu schreiben, die Leser hatten anderes zu lesen, als Anklagen gegen sie wegen ihrer Zustimmung und Gutheißung der neuen Sprachenverordnung. Nur schade, daß man nicht gleich einige Wochen lang über Jugoslawien und seinen verfassungsbrechenden König schreiben und reden kann, vielleicht trägt dann ein neues großes außenpolitisches Ereignis ein und man wäre die lästige Diskussion über das von den deutschen Ministern mitbeschlossene neueste Sprachengesetz los, denn mittlerweile wäre über die leidige Geschichte Gras gewachsen. Und bei den nächsten Wahlen — eine dreifache Stimme vermag viel — hätten die deutschen Regierungsparteien ihre alte, auch während des Wahlkampfes gefeierte Waise von der nationalen Unverlässlichkeit der deutschen Sozialdemokraten erlösen lassen können, da ja mittlerweile diese Sünde der Regierungsparteien wie alle ihre früheren dem kurzen Gedächtnis der Wähler entschwunden wäre. Es ist nicht ihre Schuld, wenn es anders kommen und die Erinnerung an ihren Verrat durch ausländische Sensationen nicht erstickt werden wird.

Es ist notwendig, sich vor allem noch einmal klar zu machen, welches Unrecht die Sprachenverordnung für die Landes- und Bezirksvertretungen darstellt. Vom Sprachgebrauch im inneren Dienste bei den alten Landesvertretungen wollen wir gar nicht reden, sondern nur die Tatsache festhalten, daß sowohl im böhmischen wie im mährischen Landtage die deutsche und die tschechische Sprache im vollen Maße gleichberechtigt waren. Die tschechischen Politiker werden sich nur ungern daran erinnern, daß sie diese sprachliche Gleichberechtigung rühmend als gerecht anerkannt haben und in vollständige Vergessenheit scheint bei ihnen geraten zu sein, daß sie einstmals im österreichischen Staate über das ihnen sprachlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten zugefügte Unrecht Klage führten, da sie jetzt dem deutschen Volkstamme strapellos weit ärgeres Unrecht zufügen, als sie selber erdulden mußten. Dies nur so nebenbei, wir wollen vorläufig nur im Auge behalten, daß es in den Landtagen Böhmens und Mährens keinerlei Vorrecht einer Sprache gab. Nach der jüngst erfolgten Sprachenverordnung, wird dies nicht nur in den neuen Landesvertretungen, sondern auch in allen Bezirksvertretungen ganz anders sein, wobei man beileibe nicht gleich an den Grundlag der sprachlichen Gleichberechtigung, sondern nur an die einer so großen Minderheit, wie es die deutsche ist, zustehenden nationalen Minderheitsrechte zu denken braucht. Die jüngste Sprachenverordnung ist reiflos von dem Geiste erfüllt, der die im Jahre 1926 erlassene Sprachenverordnung charakterisierte und gegen welche die seither in die Regierungslände eingekerkerten drei deutschbürgerlichen Parteien damals schärfstens Front machten. Sie hätte nicht anders ausfallen können, wenn nur Stramei und Stramar ihre Väter wären, denn daß deutsche Minister mit dabei waren und ihr ausdrücklich die Zustimmung gegeben haben, merkt man ihr nicht in einem einzigen Punkte an. Als Rezel gibt die tschechische Sprache, die deutsche Sprache wird eben gerade noch geduldet, in der Slowakei übrigens nicht einmal dies. Den Inhalt und Charakter dieses jüngsten Sprachendiktates haben wir schon ausführlich besprochen, hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß diesem Diktat, das dem alten nationalen Unrecht neues hinzufügt, auch jede Geheimschreiblichkeit fehlt, denn sogar die noch unter der rein tschechischen Regierungskoalition zustande gekommene allgemeine Sprachenverordnung anerkannte das Prinzip, daß die Regelung der Sprachenfrage der Landes- und Bezirksvertretungen diesen selbst vorzubehalten ist.

Diesen Rahmen hat das neue Sprachendiktat überschritten, schon dadurch, daß es das Recht der Festlegung und Regelung der Verhandlungssprache dem Wirkungskreis dieser Körperschaften entzog und ihnen eine Regelung aufoktrohierte, noch dazu eine solche, die in vollem Maße dem Ideal des bösesten tschechischen Nationalismus entspricht, die dreieinhalb Millionen Deutschen zu eben noch geduldeten Staatsbürgern zu stampeln.

Die deutschen Regierungsparteien und ihre zwei Minister wollten sich, als man ihnen die neue Sprachenzwangsverordnung vorlegte, absolut nicht daran erinnern, daß sie sonst die deutschen Sozialdemokraten als die national Unverlässigen, sich selber als Hüter der deutschen Volksrechte bezeichnen. Sie stimmten dem Sprachendiktat zu und setzten darauf die Unterschrift ihrer Minister, wobei diese, wie so oft die „Bohemia“ rühmend konstatiert hat, sich mit dem Unrecht der Sprachenverordnung leichtfertiger abfanden, als die früheren tschechisch-sozialdemokratischen Minister Winter und Rechynd, die ihre Unterschrift unter die allgemeine Sprachenzwangsverordnung zu setzen sich weigerten. Die national verlässlichen deutschen Minister Dr. Mahr, Harting und Professor Spina dagegen trugen solche Bedenken nicht, sie und ihre Parteien haben sich mit dem durch die im Jahre 1926 erlassene allgemeine Sprachenzwangsverordnung vorkommen abgefunden und haben durch ihre Unterschrift dem bestehenden Unrechtszustand feierlich die Sanktion erteilt.

Das ist aber noch immer nicht das Ärgste, wofür sie sich bei diesem neuesten Scheitern gegen das nationale Recht der Minderheiten schuldig gemacht haben. Was noch viel schwerer wiegt, das ist, daß sich die deutschen Regierungsparteien zu Verteidigern dieses Unrechtes machen und sich damit freiwillig zu Skopfflechern des tschechischen Nationalismus erniedrigen. Als die allgemeine Sprachenverordnung erlassen, lehnten sich sämtliche Parteien der deutschen Bevölkerung gegen sie auf und ihre tschechischen Urheber hatten Mühe, die Sprachenverordnung vor dem Urteil des Auslandes zu verteidigen. Dieser Mühe sind die tschechischen Herrschaftsklassen und ihre Propagandaorgane vollkommen entzogen, denn sie wurde von den deutschbürgerlichen Aktivisten mit der größten Bereitwilligkeit übernommen. Die tschechischen Machthaber dürfen sich dieser ihnen zuteil gewordenen Hilfe freuen und brauchen nicht einmal einen Finger zu rühren, um ihr auf der Entrechtung der Minderheitsnationen im Staate stehendes Herrschaftssystem zu verteidigen. Wollte irgend jemand im Auslande an der Behandlung des deutschen Sprachstammes in der Tschechoslowakei etwas auszufragen finden, dann brauchen sie nur auf die verschiedenen Verteidigungsschriften und Reden der deutschen Aktivisten hinzuweisen. Wer soll im Auslande an das hier den nationalen Minderheiten zugefügte Unrecht glauben, da deutsche Minister in der Regierung sind, die alle Maßnahmen mitunterfertigen und deren Propagandaorgane mit heißem Eifer diese Maßnahmen als Ausdruck des fortschreitenden nationalen Gerechtigkeits sinnes preisen, wie das die christlichsoziale Presse auch bei der letzten Sprachenzwangsverordnung zu tun sich beeilt hat.

Als Spina und Mahr-Harting in die Regierungskoalition eintraten, wurde dies im Auslande vielfach mit Genugtuung vermerkt und die Erwartung ausgesprochen, daß damit die Grundlage für eine deutsche Einflußnahme auf den Verwaltungs- und Wirtschaftsapparat des Staates, auf eine Kontrolle der Regierungsmethoden und auf eine allmähliche Wiedergutmachung der dem deutschen Volk bislang angetanen vielfältigen Unbill geschaffen sei. Diese Hoffnungen sehen sich enttäuscht und betrogen, denn nichts spricht während der mehr als zweijährigen Ministerzeit der Spina und Mahr-Harting dafür, daß sich diese als Vertrauenspersonen der Gesamtheit des deutschen Volkes gefühlt haben. Die Segnung der ministeriellen Unterschrift unter die letzte Sprachenzwangsverordnung eines übermütigen und einseitigen

Nationalismus zerstört die etwa noch bestehenden letzten Hoffnungen im deutschen Volke, daß von diesem bürgerlichen Aktivismus für die Sicherung seiner Rechte etwas zu erwarten ist, sie bestätigt vielmehr die Ueberzeugung, daß dieser Aktivismus nur

das schwerste Hemmnis auf dem ohnehin dornenreichen Wege bildet, der zur Befreiung des nationalen Unrechtes und zur Herstellung des nationalen Friedens führt. W. N.

Unerhörtes Vorgehen des böhmischen Landespräsidenten.

Er denunziert den Verband der Selbstverwaltungsorgane und beginnt seine Tätigkeit mit einer Denunziationshefte. — Was sagen die deutschen Regierungsparteien dazu?

Karlöbad, 9. Jänner. Der „Volkswille“ veröffentlicht folgenden Runderlaß des Landespräsidenten an die Bezirkshauptleute:

Präsidium der Landesbehörde
in Prag.

Prag, 26. Dezember 1928.

Runderlaß.

In Tepliz-Schönan wurde nach dem Umsturz der Verband der deutschen Selbstverwaltungsorgane in der Tschechoslowakischen Republik errichtet, dessen Mitglieder zum größten Teil die deutschen Städte, die deutschen Landgemeinden und die deutschen Bezirke sind. Für die Mitgliedsbeiträge wurde die Zeitschrift „Verbandsnachrichten“ geliefert. Der Verband führt weiter die Aktionen gegen die Sprachenverordnungen, arbeitet den Gemeinden Retour in Sprachsachen aus, erstattet Anzeigen, um welche sie ansuchen usw. Da diese Tätigkeit zum Widerstand gegen die Erfüllung der Sprachenverordnung aufreist, ist sie gegen den Staat gerichtet. Deshalb entsteht jetzt die Frage der Mitgliedschaft für das künftige Jahr, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Anbote, welche in vielen Fällen, wie ich aus Anfragen, die wegen dieser Sache von den Bezirksbehörden eingelangt sind, erkannt habe, durch den genannten Verband an die Bezirksbehörden gerichtet werden. Da es nicht denkbar ist, daß sich die Bezirksbehörde an einem Unternehmen mit einer solchen Tendenz beteiligen kann, verweise ich den Herrn Amtsvorstand auf die Bestimmung des § 9 des Organisationsgesetzes, mit dem Bemerkten, daß es Sache der neuen Bezirksvertretung sein wird, ob sie die „Verbandsnachrichten“ für das künftige Jahr bestellt oder nicht, beziehungsweise Sache des Herrn Amtsvorstandes als Vorsitzenden der Bezirksvertretung sein wird, welchen Standpunkt er zu einem solchen Beginnen einnimmt. Inzwischen aber hat sich der Herr Amtsvorstand jeder eigenen Initiative in der Sache zu enthalten.

Der Landespräsident:

Dieser Runderlaß des Landespräsidenten Rudat zeigt, was Geistes Kind der Herr Landespräsident ist: er fängt sein Regieren an mit einer Denunziation, notabene mit einer ganz grundlosen und deswegen ganz besonders zu verurteilenden Denunziation. Er fordert geradezu zum Boykott einer deutschen Zeitung auf und er beschuldigt den Verband deutscher Selbstverwaltungsorgane, dessen Funktionäre Angehörige aller deutschen Parteien in der Tschechoslowakischen Republik sind, einer Tätigkeit, die gegen den Staat gerichtet ist. Was hat denn der Verband der deutschen Selbstverwaltungsorgane für ein schreckliches Verbrechen begangen? Er reizt angeblich „zum Widerstand gegen die Erfüllung der Sprachenverordnung“ auf. Ja, seit wann ist denn eine Verordnung ein Heiligtum, das man nicht einmal mehr kritisieren darf? Ist es etwa schon Hochverrat, wenn

man den Nachweis führt, daß die Sprachenverordnung im Widerspruch zum Sprachengesetz steht? Oder ist es nicht vielmehr Erfüllung einer staatsbürgerlichen Pflicht, wenn man nachweist, daß die Regierung, die eine solche Sprachenverordnung erläßt, ein von der Nationalversammlung beschlossenes Gesetz verletzt hat? Bekanntlich haben wir Gerichte in der Tschechoslowakischen Republik — und das wird hoffentlich dem Herrn Landespräsidenten nicht unbekannt sein —, an die man appellieren kann, wenn eine Verordnung im Widerspruch zu einem Gesetze steht und das Oberste Verwaltungsgericht hat schon mehrmals Verfügungen und zwar Zwangsverordnungen als dem Gesetze widersprechend beseitigt. Ist etwa, so fragen wir den Herrn Landespräsidenten Rudat, diese Tätigkeit des Verwaltungsgerichtes auch gegen den Staat gerichtet?

Will etwa der Herr Landespräsident auch das Oberste Verwaltungsgericht des Hochverrates beschuldigen und seine Tätigkeit überhaupt mit Hochverratsdelikten anfangen?

Von wo ist denn der Herr Landespräsident gekommen, daß er sich erlaubt, einen Verband, in dem sämtliche deutsche Parteien vertreten sind, der Tätigkeit gegen den Staat zu beschuldigen?

Da hat man uns von Seiten der Regierungsmehrheit erzählt, daß die Landesverwaltung etwas Unpolitisches ist, daß die kommenden Landesvertretungen nur wirtschaftliche und soziale Angelegenheiten zu regeln haben werden. Und der Vorsitzende dieser Landesvertretung, der Herr Landespräsident, spielt gleich von Anfang an den nationalen Politiker und will sich aufheben bei allen tschechischen Chauvinisten. Wie sind machen, indem er gegen die Deutschen zu regieren anfängt. Dem Herrn Landespräsidenten sei gesagt, daß er sich solche denunziatorischen und falschtischen Manieren wird abgewöhnen müssen und daß er sich ert, wenn er in Böhmen den Diktator zu spielen glaubt. Wenn es nicht gelungen ist, die ganze Republik unter ein falschtisches Diktat zu stellen, dann wird auch der Herr Landespräsident mit seinem Landesfalschismus kein besonderes Glück haben.

Man muß aber auch an die deutschen Regierungsparteien, an die Agrarier, Christlichsozialen und Gewerkschafter die Frage stellen, wie sie sich dem zu diesem Auftreten des Herrn Landespräsidenten stellen und ob der Herr Landespräsident Rudat weiterhin noch der Träger ihres Vertrauens bleiben kann. Es sind eine ganze Reihe von Funktionären der deutschen Regierungsparteien, die an ersten Stellen im Verband der deutschen Selbstverwaltungsorgane tätig sind und für das, was dieser Verband bisher getan und geleistet hat, die Mitverantwortung tragen.

Wollen es die deutschen Regierungsparteien so ruhig hinnehmen, daß der Landespräsident, also der Vertreter einer Regierung, in der zwei deutsche Minister sitzen, auch ihre Tätigkeit als gegen den Staat gerichtet hinstellt?

Was sagt denn der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, der Herr Peterle dazu, der zugleich Vorsitzender-Stellvertreter des Verbandes der Selbstverwaltungsorgane ist? Wollen es sich die deutschen Regierungsparteien gefallen lassen, daß jeder Beamte mit ihnen macht, was er will, daß jeder Beamte sie verhöhnt? Auf all das sind die deutschen Regierungsparteien der deutschen Bevölkerung dieses Landes die Antwort schuldig.

Der Kampf der Textilarbeiter.

Die Steigerung der Preise der wichtigsten Lebensmittel und Bedarfsartikel hat fast alle Schichten der Arbeiter in den letzten Monaten dazu gezwungen, den Unternehmern Lohnforderungen zu überreichen. Damit die Lebenshaltung der Arbeiterschaft wenigstens nicht unter das vor Jahr und Tag errungene Niveau herabsinke. Das ist auch die Textilarbeiter verschiedener Gebiete Böhmens, Mährens und der Slowakei. Die Unternehmer im Reichenberger Gebiet, wo sich ein großer Teil der heimischen Textilindustrie befindet, haben nun die geforderte Erhöhung der Löhne abgelehnt und die Textilarbeiterschaft eine einmalige Zuschüsse angeboten. Die Union der Textilarbeiter hat daraufhin die Vertrauensmänner der Arbeiterschaft befragt, ob die Unternehmer auf dieser Grundlage weiter verhandeln sollen und die organisierten Arbeiter haben dem zugestimmt. Das Resultat der Verhandlungen war nun, daß die Unternehmer den Arbeitern eine Teuerungszulage von 64 Tarifstundenlöhnen angeboten haben, was im Reichenberger Vertragsgesetz den Betrag von etwa zehn bis zwölf Millionen Ks ausgemacht hätte. Bis zum 13. Dezember sollten die Organisationen der Textilarbeiter Antwort geben, ob sie mit dieser Regelung einverstanden sind. Die Union der Textilarbeiter hat nun diesem Vorschlag der Unternehmer zugestimmt, während die (kommunistische) Sektion der Textilarbeiterschaft zunächst geschwankt und eine ausweichende Antwort gegeben hat, worauf die Frist bis zum 17. Dezember erstreckt wurde. Schließlich haben die Kommunisten — zweifellos auf Einflüsse des Politbüros hin — den Vorschlag abgelehnt, so daß die Auszahlung der Teuerungszulage unterblieben ist und die Textilarbeiter vorläufig überhaupt nichts bekommen haben.

Die Arbeiter sind naturgemäß empört darüber, daß sie nichts bekommen haben. Daran ist die kommunistische Gewerkschaftsorganisation schuld und das sehen auch viele Arbeiter ein. Bezeichnend ist, daß bei einer Abstimmung, die im Betriebe der Firma Liebzig vorgenommen wurde, und bei der 1684 Stimmen abgegeben wurden, 1396 Arbeiter für die Auszahlung der Teuerungszulage stimmten, während nur 156 dagegen waren. (72 Stimmentel wurden leer abgegeben.) Da nun die Kommunisten bei der letzten Betriebsauswahl in diesem Betriebe 798 Stimmen erhalten haben, besteht gar kein Zweifel darüber, daß kommunistisch gestimmte Arbeiter, wahrscheinlich auch solche, die bei der Sektion der Textilarbeiterorganisation sind, im Widerspruch zur Forderung ihrer Gewerkschaft für die Auszahlung der Teuerungszulage, gestimmt haben. Am übrigen sind auch in verschiedenen Orten Uebertritte von Mitgliedern der Sektion zur Union der Textilarbeiter erfolgt, trotzdem die kommunistische Presse täglich die Union der Textilarbeiter des Verrates an den Arbeiterinteressen beschuldigt.

Das Hauptargument, das die Kommunisten hierbei gebrauchen, ist, daß den Textilarbeitern mit einer einmaligen Teuerungszulage nicht geholfen sei und daß eine dauernde Erhöhung der Löhne notwendig ist. Es ist gar kein Zweifel, daß es den Textilarbeitern schlecht geht, daß ihre Löhne niedrig sind und daß, wenn die Möglichkeit zur Eringung höherer Löhne diesmal gegeben worden wäre, man den Weg hätte beschreiten müssen, der zu einer dauernden Erhöhung der Löhne und nicht nur zu einer einmaligen Teuerungszulage führt. Es ist aber die Frage, ob es im gegenwärtigen Augenblick möglich ist, eine dauernde Erhöhung der Löhne der Textilarbeiter allerorts zu erreichen. Die Textilarbeiter sind in einer Reihe von Organisationen zerstückelt, es gibt tausende Indifferente, auf die während eines harten Kampfes kein Verlaß ist und daß dieser Zustand herbeigeführt wurde, daß christliche und geistige Organisationen, die nach dem Ende des Krieges innerhalb der Textilarbeiter vollkommen bedeutungslos waren, nun wieder an Boden gewonnen haben. Ist vor allem die Schuld der Kommunisten, welche die einheitliche Gewerkschaftsorganisation der Textilarbeiter gesprengt haben. Wenn es nun zur Auszahlung der einmaligen Zuschüsse gekommen wäre, so ist damit naturgemäß nicht gesagt, daß der Kampf der Textilarbeiter um eine dauernde Erhöhung ihrer Löhne zum Stillstand gekommen wäre. Die einmalige Teuerungszulage hätte eine Etappe auf dem Wege einer besseren Entlohnung der Textilarbeiter überhaupt. Die Arbeiter hätten etwas in der Tasche gehabt, die Indifferente hätten gesehen, daß die Organisation ihnen etwas gebracht hat und es wären die besten Voraussetzungen dafür gewesen, den Kampf weiter zu führen. Wenn also der „Vorwärts“ in seiner Nummer vom 8. Jänner geschrieben hat, daß die Textilarbeiter „für ein paar lumpige Kronen... auf den Kampf um eine tatsächliche Erhöhung ihrer Löhne“ nicht verzichten wollen, so ist das eine Demagogie, deren Kosten tausende schlecht gestellter Arbeiter bezahlen müssen.

Das Verhalten der Kommunisten, nach der Ablehnung der einmaligen Teuerungszulage durch die Sektion der Textilarbeiter ist aber geeignet, das schärfste Mißtrauen in den Reihen der Textilarbeiterschaft hervorzurufen. Die Kommunisten müßten nun, nachdem sie die einmalige Zuschüsse abgelehnt haben, mit der Erämpfung einer dauernden Lohnerhöhung Ernst machen. An diesen Ernst aber kann man, nach alledem, was vorgefallen ist, nicht glauben. So haben die Kommunisten in Sillein mit den Unternehmern ein Abkommen getroffen, wonach sie die einmalige Teuerungszulage angenommen haben, obwohl diese niedrig war, als die in Reichenberg angeboten. Aus welchem Grunde verzichten die Kommunisten in der Slowakei auf eine dauernde Lohnerhöhung? Geht es etwa den slowakischen Textilarbeitern so gut, daß sie sich mit einer einmaligen Teuerungszulage begnügen können? Warum wird in Sillein nicht der Kampf um eine dauernde Lohnerhöhung aufgenommen? Warum werden in Sillein nicht Kommissionschüsse gewählt, wie dies die Taktik der kommunistischen Gewerkschaften in Böhmen und Mähren ist? Wo ist das, was in der Slowakei richtig ist, in den historischen Ländern falsch? Was werden nun die Kommunisten in Böhmen und Mähren machen, um ihren Forderungen zum Siege zu verhelfen? Zunächst kann man nur die Beobachtung machen, daß sich die Textilfabrikanten der anderen Gebiete Böhmens und Mährens weigern, den Arbeitern überhaupt etwas über das bisherige Ausmaß zu geben, weil die nordböhmischen Fabrikanten überhaupt nichts geben. So haben also die Kommunisten nicht nur den Liebzig und Konforten in Nordböhmen zehn bis zwölf Millionen geschenkt, sondern sie schenken auch noch weitere Millionen den anderen Textilfabrikanten in der Tschechoslowakei.

Die Kommunisten verstehen die Kunst, alle gewerkschaftlichen Kämpfe zu verlieren. In

der Prager Textilindustrie haben sie sich einen Lohnabbau von zehn Prozent willenlos gefallen lassen, in Nordböhmen haben sie eine Reihe von Streiks bei einzelnen Firmen verloren. Besonders gescheitert war der Abbau der Löhne bei der Firma Stlinger in Neustadt im Jahre 1927. Das Verhalten der Kommunisten im gegenwärtigen Textilarbeiterkampf ist wieder ein weiterer Beweis dafür, daß dort, wo sie ihre Hände im Spiele haben, der Fortschritt der Arbeiterschaft zu höherer Lebenshaltung stillsteht und daß sie die Arbeiterschaft von Niederlage zu Niederlage treiben. So lange die Kommunisten gewerkschaftlich einen gewissen Einfluß haben, ist an einen wirklich dauernden und erfolgreichen wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiterschaft in der Tschechoslowakei nicht zu denken. Der materielle und kulturelle Fortschritt der Arbeiterklasse hat zur Bedingung, daß die kommunistischen Gewerkschaften verschwinden, denn kein Unternehmer in der Tschechoslowakei war bisher imstande, die Gesamtarbeiterschaft so zu schädigen, wie es die Kommunisten getan haben.

Belgrad, 9. Jänner. Ministerpräsident Zivković hat als Minister des Innern alle Polizeibehörden im Lande von dem am 6. Jänner durchgeführten Regierungswechsel verständigt und sie beauftragt, entsprechend den vorgenommenen Änderungen der einschlägigen Gesetze sämtliche politische Parteiorganisationen aufzulösen. Die Bildung neuer politischer Parteien ist nur unter Bewilligung der Grozupane gestattet. Nachdem jedoch das neue Regime jede Parteipolitik ausschließt und die Bildung von Parteien, welche gegen das Regime ankämpfen würden, unmöglich macht, kommt der obigen gesetzlichen Bestimmung keine praktische Bedeutung zu.

Belgrad, 9. Jänner. Der Obmann der bauerlichen demokratischen Koalition Dr. Raček hat gestern den Koalitionsblättern eine Erklärung übergeben, in der er sagte, er habe seiner Majestät dem König gelegentlich seiner Audienz zur Ernennung einer unpolitischen Regierung geraten, die nach ihrer Zusammenstellung die Garantie für eine den Wünschen des Volkes entsprechende Umgestaltung des Staates bieten würde. Die ernannte Regierung sei jedoch keinesfalls unpolitisch, da in ihr drei Parteien der früheren Regierungskoalition vertreten sind. Da diese Parteien die Forderungen der bauerlichen demokratischen Koalition schon im Prinzip abgelehnt haben, sehe er keine Garantie dafür, daß die neue Regierung an diese Umgestaltung herantreten werde. Den Ereignissen entgegengehend, verbleibe deshalb das kroatische Volk fest organisiert und gemeinsam mit den Serben in den außer-serbischen Gebieten und mit den fortschrittlichen Slowenen auch weiter bei seinen Forderungen.

Belgrad, 9. Jänner. (C.B.B.) Die neue Regierung wird vor allem eine durchgreifende Reform der Staatsverwaltung durchführen. Die Ministerien sollen von 18 auf 9 Redress beschränkt werden. Allen Beamten, welche infolge dieser Reduktion aus dem Staatsdienst entlassen werden, wird durch eine drei- bis sechsmonatige Rühndigung Gelegenheit geboten werden, sich anderen Berufen zuzuwenden. Um die im Staatsdienste verbleibenden Beamten in den Stand zu setzen, ihren Amtspflichten voll und ganz zu entsprechen, sollen die Gehälter entsprechend der bestehenden Teuerung erhöht werden. Die staatlichen Ausgaben sollen in Zukunft auch dadurch entlastet werden, daß Pensionierungen von Staatsbeamten nur nach vollendeter Dienstzeit und in Fällen absoluter Arbeitsunfähigkeit erfolgen.

Auflösung aller politischen Parteien in SHS.

Die Kroaten bitter enttäuscht. — Ihre Presse von der Einstellung bedroht.

Belgrad, 9. Jänner. Ministerpräsident Zivković hat als Minister des Innern alle Polizeibehörden im Lande von dem am 6. Jänner durchgeführten Regierungswechsel verständigt und sie beauftragt, entsprechend den vorgenommenen Änderungen der einschlägigen Gesetze sämtliche politische Parteiorganisationen aufzulösen. Die Bildung neuer politischer Parteien ist nur unter Bewilligung der Grozupane gestattet. Nachdem jedoch das neue Regime jede Parteipolitik ausschließt und die Bildung von Parteien, welche gegen das Regime ankämpfen würden, unmöglich macht, kommt der obigen gesetzlichen Bestimmung keine praktische Bedeutung zu.

Belgrad, 9. Jänner. Der französische Gesandte in Belgrad hatte mit dem jugoslawischen Außenminister eine Unterredung, der große Bedeutung beigelegt wird.

Der arme Kellogg-Pakt!

Washington, 9. Jänner. Die Debatte über den Kellogg-Pakt wurde gestern im Senat fortgesetzt, ohne daß die in der vorigen Sitzung eingeleiteten Kompromißverhandlungen über die Frage der Vorbehalte zu einem Ziel geführt hätten. Wie Associated Press erfährt, soll das Staats-

departement zwar mit der Niederlegung des amerikanischen Standpunktes in dem Bericht des Senatsausschusses einverstanden sein, sich aber gegen eine Uebermittlung dieses Berichtes an die Signatarmächte sträuben. Die Verhandlungen dauern an, besonders da der verabschwante Senator Moses darauf besteht, daß die amerikanische Interpretation des Vertrages in irgendeiner Form festgelegt wird.

Belgrad, 9. Jänner. (C.B.B.) Die neue Regierung wird vor allem eine durchgreifende Reform der Staatsverwaltung durchführen. Die Ministerien sollen von 18 auf 9 Redress beschränkt werden. Allen Beamten, welche infolge dieser Reduktion aus dem Staatsdienst entlassen werden, wird durch eine drei- bis sechsmonatige Rühndigung Gelegenheit geboten werden, sich anderen Berufen zuzuwenden. Um die im Staatsdienste verbleibenden Beamten in den Stand zu setzen, ihren Amtspflichten voll und ganz zu entsprechen, sollen die Gehälter entsprechend der bestehenden Teuerung erhöht werden. Die staatlichen Ausgaben sollen in Zukunft auch dadurch entlastet werden, daß Pensionierungen von Staatsbeamten nur nach vollendeter Dienstzeit und in Fällen absoluter Arbeitsunfähigkeit erfolgen.

Die „Begeisterung“ im Abflauen.

Was die Bevölkerung in Agram und Kroatien anlangt, die zu 80 Prozent nach ihrer politischen Gesinnung der Koalition angehört, so ist sich diese infolge des Mangels an Richtlinien seitens ihrer Führer über die Lage noch nicht recht im Bilde. Zunächst wird die Begeisterung über die neue Lage durch die gestrige Erklärung Dr. Raček's korrigiert, da die neue Regierung nicht das geworden ist, was man von ihr erhoffte. Insbesondere wird betont, daß alle vier kroatischen Minister in der neuen Regierung ausschließlich unpolitische Leute sind, während Serben und Slowenen ausschließlich durch Politiker vertreten sind. Die allgemeine Stimmung ist zur Zeit durch eine Summe von Ungeklärtheit charakterisiert und teilweise gedrückt.

Beamtensreduktion.

Belgrad, 9. Jänner. (C.B.B.) Die neue Regierung wird vor allem eine durchgreifende Reform der Staatsverwaltung durchführen. Die Ministerien sollen von 18 auf 9 Redress beschränkt werden. Allen Beamten, welche infolge dieser Reduktion aus dem Staatsdienst entlassen werden, wird durch eine drei- bis sechsmonatige Rühndigung Gelegenheit geboten werden, sich anderen Berufen zuzuwenden. Um die im Staatsdienste verbleibenden Beamten in den Stand zu setzen, ihren Amtspflichten voll und ganz zu entsprechen, sollen die Gehälter entsprechend der bestehenden Teuerung erhöht werden. Die staatlichen Ausgaben sollen in Zukunft auch dadurch entlastet werden, daß Pensionierungen von Staatsbeamten nur nach vollendeter Dienstzeit und in Fällen absoluter Arbeitsunfähigkeit erfolgen.

Der französische Gesandte interbeniert in Belgrad.

Belgrad, 9. Jänner. Der französische Gesandte in Belgrad hatte mit dem jugoslawischen Außenminister eine Unterredung, der große Bedeutung beigelegt wird.

Der arme Kellogg-Pakt!

Washington, 9. Jänner. Die Debatte über den Kellogg-Pakt wurde gestern im Senat fortgesetzt, ohne daß die in der vorigen Sitzung eingeleiteten Kompromißverhandlungen über die Frage der Vorbehalte zu einem Ziel geführt hätten. Wie Associated Press erfährt, soll das Staats-

departement zwar mit der Niederlegung des amerikanischen Standpunktes in dem Bericht des Senatsausschusses einverstanden sein, sich aber gegen eine Uebermittlung dieses Berichtes an die Signatarmächte sträuben. Die Verhandlungen dauern an, besonders da der verabschwante Senator Moses darauf besteht, daß die amerikanische Interpretation des Vertrages in irgendeiner Form festgelegt wird.

Der Schatz der Sierra Madre

Von B. Traben. 51

(Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin 1928.)

Während der Zeit hatte er in dem Buche herumgeblättert und kam zu den leeren Blättern.

„Schreiben Sie hier auf beide Seiten Ihren Namen hin“, sagt der Beamte. Howard schrieb und gab das Buch zurück.

„Ihr Alter?“

Der Beamte schrieb es ein, unterfährte das Blatt, rief die eine Hälfte des Blattes an der perforierten Linie aus und gab sie Howard.

Hier haben Sie Ihr Certificate, diesen Abschnitt beholten wir in unserm Buch. Schreiben Sie Ihre beiden Kameraden aus herüber. Es wird ihnen nichts schaden, auch wenn sie schon zehnmal geimpft sind.“

„Was habe ich denn nun zu bezahlen?“ fragte der Alte. „Wir sind sehr knapp mit Geld.“

„Da haben Sie nichts zu bezahlen. Das kostet nichts. Bezahlt die Regierung.“

„Das wäre ja dann recht billig“, sagte Howard lachend und schob den Kermel herunter.

„Wie wissen ja“, sagte nun einer der anderen Beamten, „daß sie alle geimpft sind, oder wir nehmen es wenigstens an. Aber wir tun es hier mit Vorliebe, daß wir Sie impfen. Wie sind recht dankbar, daß Sie gerade hier zur rechten Zeit vorbeikommen. Die Einwohner hier, die sehen von ihren Beständen aus ja jede Versorgung, die wir machen. Darum haben wir uns auch gerade diese Hütte ausgesucht, die sieht am freiesten. Wenn die Leute nun sehen, daß wir keinen Unterschied machen zwischen Indianern und Weißen, und daß Sie hier Ihren Arm hinhalten, als ob Sie das jeden Tag täten, so

bestimmen die Leute Vertrauen und sehen, daß es nicht das Leben kostet.“

Howard ging hinüber und schickte Dobbs und Curtin zum Impfen.

„Ich wüßte nicht, was ich lieber rief“, sagte Curtin lachend, „jeden Augenblick dachte ich, sie werden kommen und dumme Fragen machen.“

„Wenn es dir Vergnügen macht“, sagte Howard, „dann kannst du ihnen erzählen, was du in den letzten Monaten getan hast. Die haben kein Interesse für deine Familienangelegenheiten. Die sind die Impfkommision, und alles, was nicht mit Impfen zu tun hat, läßt sie kalt. Die impfen einen verfolgten Banditen, der gerade vorbeikommt, und lassen ihn laufen. Es gehört nicht zu ihrem Geschäft, Banditen einzufangen.“

„Na, na“, unterbrach Dobbs, „besser, du hältst das Maul, wir lassen uns impfen, und dann sofort weiter.“

„Habe ich denn gesagt, daß wir uns hier niederlassen sollen?“

„Aber du redest gerade so, als ob wir denen um den Hals fallen sollten“, sagte Dobbs und ironisch hinüber zu der Hütte.

Howard schüttelte den Kopf mit einer bedauernden Gebärde und wandte sich an Curtin: „Dieser Dobbs ist ohne Humor, was ich immer sage. Ich sollte doch lieber einer Impfkommision um den Hals als einer Polizeitruppe, die Minen kontrollieren geht, in die Hände. Nun laufe nur rüber, Curtin, und laße dir dein Papier geben, daß wir weiterkommen.“

Am Abend lagerten sie in der Nähe des Leuchens Amayuli. Sie hatten dort bleiben müssen, weil man ihnen gesagt hatte, daß sie bis zur nächsten Wasserstelle vor Einbruch der Nacht nicht kommen könnten.

Während sie noch ihr Abendessen bereiteten, kamen vier Indianer des Dorfes zu ihrem Lager.

Sie grüßten und fragten sehr höflich, ob sie sich niederlassen dürften.

„Como no?“ sagte Howard. „Warum nicht, Sie dürfen uns in keiner Weise.“

Die vier Indianer sahen eine Weile und sahen zu, wie die Fremden ihr Fleisch rostierte und ihren Reis kochten.

„Sie kommen gewiß von weit her“, sagte endlich einer der Indianer, „und Sie wollen gewiß noch weit reisen? Sie sind wohl sicher sehr kluge Männer.“

Curtin sagte: „Wir können Bücher lesen, und wir können Briefe schreiben, und wir können mit Zahlen rechnen.“

„Mit Zahlen?“ fragte einer. „Zahlen? Das kennen wir nicht.“

„Jehn ist eine Zahl.“ erklärte Curtin, „und fünf ist eine Zahl.“

„Oh“, meinte nun einer der Besucher, „das ist nur halb. Jehn ist nichts, und fünf ist nichts. Sie meinen zehn Finger oder fünf Bohnen oder drei Hühner, nicht wahr?“

„So ist es“, mischte sich Howard ein.

Die Indianer lachten, weil sie es verstanden hatten, und einer sagte: „Jehn kann man nicht sagen. Man muß immer sagen, was Jehn? Jehn Vogel oder Jehn Bäume oder Jehn Männer. Wenn man Jehn oder drei oder fünf sagt, ohne daß man auch sagt, was man meint, so ist das ein Loch, und das ist leer.“

Dann lachten sie wieder. Nach einem längeren Schweigen sagte dann einer: Mein Sohn ist ins Wasser gefallen. Wir haben ihn gleich wieder gefischt. Aber ich glaube nicht, daß er tot ist. Er wacht aber nicht auf. Sie haben gewiß Bücher gelesen und wissen, was man tun kann.“

Howard fragte: „Wann ist Ihr Sohn ins Wasser gefallen? Gestern?“

„Nein, heute nachmittag. Aber er wacht nicht auf.“

„Ich werde mit Ihnen gehen und mir

Ihren Sohn ansehen.“ sagte Howard. „Ich werde sehen, ob er tot ist.“

Die Männer standen auf, und Howard ging mit ihnen. Sie kamen in ein Haus, das aus getrockneten Lehmziegeln gebaut war. Auf einem Tische lag eine Matte, und auf der Matte lag der Verunglückte.

Howard sah ihn sehr sorgfältig an, hob die Augenlider, legte sein Ohr auf die Brust, fühlte die Hände und Füße ab und sagte: „Ich will einmal versuchen, ob er zu sich kommt.“

Er machte eine Viertelstunde lang Atembewegungen, dann ließ er dem Jungen heftige Umschläge auf den Leib legen, rieb die Füße und Hände, und als er sein Ohr wieder auf die Brust legte, fand er, daß das Herz zu schlagen begann. Nach einer Stunde begann der Junge selbst zu atmen, und wenige Minuten darauf öffnete er die Augen.

Die Männer und Frauen, die in der Hütte standen, hatten der Tätigkeit des Fremden zugehört, ohne einen Laut zu äußern. Die beiden Frauen, die sich mit dem Erwärmen der Umschläge befaßten, verständigten sich nur durch Gesten oder durch ein leise geflüstertes Wort. Selbst jetzt, als der Junge völlig erwacht war, trauten sich die Leute nicht zu sprechen.

Howard nahm seinen Hut, setzte ihn auf und ging zur Tür. Niemand hielt ihn zurück, und niemand sagte etwas. Nur der Vater kam ihm nach, gab ihm die Hand und sagte: „Vielen Dank, Senzor.“ Dann ging er wieder zurück in sein Haus.

Es war nun finstern geworden, und Howard hatte Mühe, das Lager zu finden. Aber der Lichtschein des Feuers zeigte ihm endlich den Weg. „Was hast du denn ausgerichtet?“ fragte Dobbs.

(Fortsetzung folgt.)

Inland.

Ein Ernannter ist ein Gewählter, ein Gewählter ist ein Ernannter — und ähnliche Dinge.

Der Herr Professor Wehr ist ein Dr. Eisenhart unter den Staatsrechtslehrern. Sollte er jemals eine Berufung auf den Mond bekommen, um dort einen Staat nach seiner Art einzurichten zu können, so würde man seine blauen Wunder erleben. Aber vermutlich gibt es auch im Astralbereich keine Wesen, deren Gehirnkonstruktion der des Dr. Wehr ähnelt und so bleibt ihm nur die alte treue „Prager Presse“, in der er auch dann noch zu Worte kommen wird, wenn er — das steht noch aus, kann aber nicht ausbleiben — vorgeschlagen wird, daß alle am 29. Febrer Geborenen Abgeordnete werden sollen, oder daß man für das Wahlrecht eine besondere Steuer zu zahlen hat, oder daß die Opposition mit Geldstrafen zu belegen sei.

Diesmal halten wir noch nicht so weit, aber immerhin kommen wir schon den angebotenen Zielen näher als das letztemal, wo Wehr nur vorschlug, die Doppelpflicht des Staates bei Eisenbahnunglücken abzuschaffen, da sie in einer Zeit dichten Verkehrs nicht mehr passe (oder mindestens bei Najmans Bahnbetrieb zu riskant ist!).

In einem Leitartikel der „Prager Presse“ bemüht sich Herr Professor Wehr festzustellen, welcher Unterschied zwischen den gewählten und ernannten Vertretern eigentlich besteht. Das ist zwar jedem ABC-Schüler der Staatsbürgerkunde klar nicht oder einem Staatsrechtslehrer. Nach langen Erörterungen kommt er zu dem Schluß, daß die Gewählten eigentlich von den Parteien ernannt seien; sie „unterscheiden sich daher von ihren durch die Regierung ebenfalls ernannten Kollegen nur durch den Faktor, dem die Ernennung zusteht“. Die Tatsache, daß die Gewählten doch erst die Stimmen der Wähler erhalten müssen, ist nur ein „äußeres Unterscheidungsmerkmal“ und „hat nichts zur Sache“. Es kommt aber noch besser. Wer da glaubt, es gäbe noch Wehrs Theorie nur Ernannte, der hat noch lange nicht staatsrechtlich denken gelernt. Vielmehr sind die Gewählten nur von den Parteien ernannt, die Ernannten aber von der Gesamtheit der Parteien, die in der Regierung vertreten sind, ausgewählt worden. Das sei „eben vom demokratischen Standpunkte“ zu begrüßen. Mit anderen Worten: Unsere in Böhmen und Mähren gewählten Vertreter haben zwar zusammen 403.000 Stimmen erhalten, sie sind aber nach Wehr nur ernannt. Der Herr Sonnenschein hat keine Wählerstimme erhalten, würde wohl auch nicht viele bekommen, kein Wähler hat an ihn auch nur gedacht, aber er ist eigentlich kein Ernannter, da ihn die Gesamtheit der Parteien, das heißt die acht Herren in der Dsmiela, ausgewählt haben.

Ein Bedenken hat selbst der Herr Wehr, es schwindet aber, wie man sieht, sofort als unbedeutend, wenn er es unter die Lupe nimmt: „Man könnte allerdings einwenden, daß durch das Ernennungsrecht der in der Regierung vertretenen Mehrheit der politischen Parteien die „Opposition“ in ihrer Vertretung zu kurz kommen könnte. Dies ist jedoch das allgemeine Schicksal einer jeden Opposition. Denn „Opposition“ bedeutet soviel wie eine Minderheit, die sich der Mehrheit nicht fügen will. Ein Ausgleich zwischen beiden kann entweder durch das erwählte Mittel des Kompromisses erfolgen, oder er wird, falls ein Kompromiß nicht zustandekommt, gewaltsam durch Ueberstimmung, d. h. durch Majorisierung herbeigeführt.“

Leute, deren Gehirn weniger von staatsrechtlichen Ueberlegungen angegriffen ist, „könnten“ da höchstens noch zu der überraschenden Feststellung kommen, daß bei uns Opposition nicht so viel wie Minderheit, sondern so viel wie Mehrheit bedeutet, da die in der Regierung vertretenen Parteien doch nur die Minderheit der Wähler hinter sich haben, aber Herr Professor Wehr würde wahrscheinlich finden, daß auch das nichts zur Sache hat!

Sie „protestieren“ schon wieder!

Das jesuitische Demagogentum der Klerikalen. — Sie wollen in Mähren einen dritten Ernannten!

Die „Deutsche Presse“ bringt Mittwoch an der Spitze des Blattes eine aufgeregte Meldung mit zweispaltigem Titel:

Die Christlichsozialen Südmährens protestieren gegen die Ernennungen.

Gegen welche denn? Gegen die Raubmethoden ihrer eigenen Partei? Gegen die Ernennung von acht Regierungspar-teilern in Böhmen statt der vier, die ihnen gebührt hätten? Gegen das faschistische Ernennungssystem überhaupt? Woher denn, sie protestieren dagegen, daß man uns in Mähren nicht auch das eine Mandat noch genommen hat, das ihnen gerade noch fehlt. Die Meldung lautet:

„Auf den Bezirksparteitag, die Kräfte in Znaim und Nikolsburg stattfindend, protestierten die christlichen Vertrauensmänner dagegen, daß für die Wähler-schlüssliche Landesvertretung nur ein christlich-sozialer Fachmann ernannt werden soll. Wenn die tschechischen Nationaldemokraten mit 58.000 Stimmen zwei Ernannte erhielten, der Bund der Landwirte mit 66.000 Stimmen 1 Mandat, die deutsche Sozialdemokraten als oppositionelle Partei mit 94.000 Stimmen 1 Mandat, dann hätten die Christlich-sozialen als stärkste deutsche Partei

mit 100.000 Stimmen unbedingt 2 Ernannte erhalten sollen.“

Dazu ist verschiedenes zu bemerken. Diese jesuitischen Demagogen protestieren also wieder einmal gegen das, was sie selbst beschließen haben. Es ist die alte christlich-soziale Taktik, sich an einer Schandtat zu beteiligen und dann gegen sie Protest zu erheben. Eine Partei, die in der Dsmiela und in der Regierung ihre Vertreter sitzen hat, gibt uns das Schauspiel eines Protestes gegen die Beschlüsse eben dieser, natürlich mit keinem Worte erwähnten Vertreter.

Kamos ist aber auch die Begründung, daß „die Sozialdemokraten als oppositionelle Partei mit 94.000 Stimmen 1 Mandat“ erhalten haben. Hat uns vielleicht dieses Mandat nicht gebührt? Wir haben zwei gewählte Vertreter und noch einen Stimmentritt, also vollen Anspruch auf einen Ernannten. Die Klerikalen aber zeigen der Regierung, wo noch etwas zu nehmen wäre. Nachdem sie scheinheiligerweise in Böhmen erklärt haben, man habe die Sozialdemokraten benachteiligt, schreiben sie darüber, daß man ihnen in Mähren nichts gestohlen hat.

Vor allem aber, die Christlichsozialen haben ja zwei Ernannte in Mähren! Der ganze Protest ist eine Augenauswischerei. Man hat den Klerikalen den Dr. Bayer und den Herrn Sonnenschein ernannt. Daß der Sonnenschein ein getaufter Jude und angeblich jüdischer Freimaurer, Protetor des Dagibor-Volles u. a. m. ist, mag die Christlichsozialen vielleicht genieren, aber er ist einmal ihr Fraktionsgenosse, von ihrem Minister mit ernannt, auf ihre Quote gerechnet. Da sie sich als verlässliche Garde des Rechtskonservatismus betätigen haben, dürfen sie sich nicht wundern, daß die beiden angeführten Vertreter des Großpartikals, Sonnenschein und Doga, den Klerikalen Parteien beigegeben sind.

Das jedenfalls soll ihnen nicht gelingen, daß sie den Sonnenschein nach Bedarf als einen der ihren führen oder abschüteln. Sie sind und bleiben doch die Sonnenschein-Partei!

Alles war 'alch!

Die Kommunisten suchen eine richtige „Partei-Linie“ in der Bauernfrage.

Mit anerkanntem Eifer bemühen sich die kommunistischen Führer im Verlauf der Diskussion über den Entwurf den Nachweis zu liefern, daß ihre bisherige Politik in allen Einzelheiten falsch war. Nun kommen sie darauf, daß auch die Einstellung der R. P. C. zum Bauernproblem opportunistisch, antileninistisch, reformistisch — kurzum so dumm als nur irgend möglich gewesen ist.

Der Reichenberger „Vorwärts“ stellt dies in einem großaufgemachten Artikel fest und konstatiert mit Bedauern:

„daß das Bauernproblem bis jetzt für die größte Mehrheit der Parteifunktionäre und der Parteimitglieder eine terra incognita (unbekanntes Land) ist.“

Falsch war es nach dem „Vorwärts“, daß die R. P. C. bisher die Verbesserung der Bodenreform und der Steuerreform gefordert hat. Ebenso verfehlt war ein kommunistischer Antrag im Parlament, allen Bodenbesitz von mehr als 15 Hektar (im Rübenbaugebiet) bis über 30 Hektar (im Futterbaugebiet) einer Zwangsverpachtung durch Bauernkomitees zu unterziehen. Ganz ausgefallen ist nach dem gleichen Urteil ein Vorschlag des kommunistischen Abgeordneten Gati, von der tschechischen Agrarpartei zu verlangen, daß sie ihre Wahlversprechungen einhält. Dadurch würde das Programm der Agrarier gutgehen. Alles war mit einem Wort Unsinn und Trottelerei, was bisher auf diesem Gebiete geschah. Man hätte eine gänzliche Befreiung der werktätigen Bauern von den Steuern, eine Streichung der Hypothekenschulden verlangen sollen und die entschädigungslose Enteignung des gesamten Großgrundbesitzes obkondern. Der faschistische Charakter der Agrarpartei müsse ausgezeigt, die breitesten Bauernmassen unter die Führung der kommunistischen Partei gebracht werden und im übrigen soll sich der nächste Parteitag der R. P. C. um eine „richtige Linie“ in der Bauernfrage kümmern.

Comit der Reichenberger „Vorwärts“. Wir können keine Auffassung nur bestätigen, daß die kommunistischen Führer einschließlich der Redakteure des „Vorwärts“ von der Agrarfrage wie vom Bauernproblem einen Schmarren verstehen. Sie werden auch hier vergebens die „richtige Linie“ suchen, bevor sie nicht zu den sozialdemokratischen Parteien in die Schule gehen und von ihnen lernen, wie man einen ausfuchtsreichen, sachlich und organisatorisch fundierten Kampf gegen die reaktionären Agrarparteien führt. Vorläufig können die Kommunisten von sich und ihren agrarpolitischen Kenntnissen nur sagen: Wir wissen, daß wir nichts wissen.

Olina sucht Tula im Gefängnis auf.

Breßburg, 9. Jänner. Heute vormittags stellte sich Abgeordnete Olina beim Untersuchungsrichter Dr. Sihnart ein und ersuchte ihn um die Erlaubnis, mit dem Abgeordneten Tula sprechen zu dürfen. Olina erhielt die Erlaubnis und sprach in Anwesenheit Dr. Sihnarts mit Tula.

Den heutigen Vormittag widmete der Untersuchungsrichter dem Studium des Aktenmaterials und begann nachmittags das Verhör mit der Sekretärin Tulas, Holzhi. In den nächsten Tagen wird sich der Untersuchungsrichter nach Tula'se-nen geben, wo er den Kronzeugen, Bürgermeister Belanckh, wie auch einige weitere Zeugen, die sich in Tula'sener freiwillig melden, einem Verhör unterziehen wird.

Eisenbahnunglück bei Deutschbrod.

Der Schnellzug Znaim-Brag fährt auf einen Lastzug auf. — Ein Toter, vier Schwer- und drei Leichtverletzte.

Prag, 9. Jänner. Die Direktion der Staatsbahnen Prag-Süd meldet: Heute um 5 Uhr 54 Minuten früh ist in der Station Drouhly der Schnellzug Nr. 23 auf den auf dem vierten Geleise stehenden Zug Nr. 1274 aufgefahren; die Lokomotiven beider Züge wurden ziemlich stark beschädigt, der Tender des Güterzuges entgleiste und hob sich zum Geleise auf. Der Dienstwagen und der erste Personenzug des Schnellzuges Nr. 23 wurden teilweise ineinandergeschoben. Beim Güterzug entgleisten vier Wagen, zwei wurden beschädigt.

Der erste Schaffner des Schnellzuges Franz Preclik (Heimstation Prag-Denisbahnhof) wurde getötet, sechs Eisenbahnbedienstete wurden verletzt, davon vier schwer. Sie wurden ins Krankenhaus nach Tplau überführt. Von den Reisenden des Schnellzuges beschwerte sich bloß einer über Schmerzen im Rücken. Die Ursache des Unfalles wird untersucht.

Anfolge des Unfalles verkehrte der Schnellzug Nr. 23 nicht auf der Strecke Drouhly-Prag-Denisbahnhof und die Personenzüge Nr. 1214 und 1201 hatten ungefähr zwei Stunden Verspätung.

Falsche Weichenstellung.

Nach privaten Meldungen ist die Ursache des Unglücks noch nicht aufgeklärt. Ein großes Glück im Unglück war es, daß der Schnellzug nicht wie sonst die Station in voller Fahrt durchrauste. Nach einer Meldung mußte der Schnellzug nämlich vor der Station halten, bis ein einachsender Personenzug das Geleise freigegeben hatte. So war die Geschwindigkeit des Schnellzuges noch nicht allzu groß. Als der Lokomotivführer bemerkte, daß er auf ein falsches Geleise einfahre, auf dem der Lastzug stand, zog er noch die Bremsen, konnte den Zusammenstoß aber nicht mehr verhindern. Ob die Weiche durch das Verschulden eines Angestellten falsch gestellt war oder ob infolge des starken Frostes durch Reiben eines Drahtes die Weichenanlage unbrauchbar wurde, ist noch nicht festgestellt. Die Verletzten wurden durch einen Hilfszug in das Tplauer Krankenhaus transportiert.

Ein zweites Unglück bei Prachatitz. Ein Schienenautobus fährt auf einen Personenzug auf. — Sieben Verletzte.

Pilsen, 9. Jänner. (Amtlicher Vorbericht.) Heute früh um 7 Uhr 15 Minuten stieß der aus Pilsen bei Prachatitz ausfahrende Schienenautobus ungefähr im Kilometer 24 mit der Lokomotive eines Personenzuges zusammen. Der

Die Reparationskommission

ernannt heute die Sachverständigen.

Paris, 9. Jänner. Die Reparationskommission tritt morgen vormittags um 10.30 Uhr zusammen, um die Ernennung der von den Regierungen Belgiens, Frankreichs, Englands, Italiens und Japans für die vollständige und endgültige Regelung des Reparationsproblems be-zugnehmenden Sachverständigen vorzunehmen. Der Zeitpunkt, an dem die Ernennung der Sachverständigen der Vereinigten Staaten erfolgen wird, ist noch nicht festgelegt.

Die Ernennung der amerikanischen Sachverständigen wird nach dem Uebereinkommen vom 6. September v. J. gemeinsam von der Reparationskommission und der deutschen Regierung erfolgen. Die Kandidaten sind das frühere amerikanische Mitglied der Daweskommission Owen de Young und Perkins, der früher die amerikanische Regierung in der Reparationskommission vertrat.

Die deutschen Experten.

Berlin, 9. Jänner. Die Reichsregierung hat in Durchführung der Genfer Vereinbarung vom 16. September 1928 und gemäß dem Sechsmächte-Abkommen vom 22. Dezember 1928 zu deutschen Mitgliedern des „Aussschusses von unabhängigen Finanzsachverständigen für die Ausarbeitung von Vorschlägen für eine vollständige und endgültige Regelung des Reparationsproblems“ Dr. Hjalmar Schacht und Dr. Albert Bögl er ernannt; als Ersatzmänner werden Dr. Karl Melchior und Ludwig Rastl zugezogen werden.

Dr. Schacht ist bekanntlich der Präsident der Reichsbank, Dr. Bögl er Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke. Von den beiden Ersatzmännern ist Melchior ein bekannter Hamburger Bankier, während Rastl Geschäftsführer des Reichsverbandes der deutschen Industrie ist.

Kommunistische Geldentaten.

Berlin, 9. Jänner. (Eigenbericht.) Die kommunistische Partei scheint nach dem Hinauswurf der Rechten zeigen zu wollen, wie radikal sie sei. In den Stadtverordnetenversammlungen in Kiel und Frankfurt am Main verübten sie gestern große Tumulte, an denen auch die auf die Galerie entsetzten kommunistischen Parteigänger beteiligt waren. Die Hauptlärmmacher mußten von der Polizei mit Gewalt aus dem Saale entfernt werden, da sie friedlichem Zureden nicht zugänglich waren.

Unerhörte Szenen haben sich auch in einer Berliner Gewerkschaftsversammlung abgespielt. In einer Versammlung von Verlehrsangestellten sollte über einen neuen Tarif verhandelt werden. Dazu kam es aber nicht, da die anwesenden Kommunisten sofort tätlich gegen die Gewerkschaftsvertreter vorgingen. Sie waren während darüber, daß man einen ihrer Führer wegen organisatorischer Unfähigkeit aus dem Verlehrsverband ausgeschlossen hatte. Ein Sturmtrupp bombardierte den Vorsitzenden mit

Schienenautobus wurde hierbei sehr schwer beschädigt. Sieben Personen wurden leicht verletzt. Der Verletzte litt eine Unterbrechung bis ungefähr um 14 Uhr, bis die Strecke wieder freigegeben wurde. Die Ursache des Unglücks wird untersucht.

Die tödlichen Bahnbranten.

Prag, 9. Jänner. Die Direktion der Staatsbahnen Prag-Süd verlautbart: Am 9. ds., um 6 Uhr, durchschlug ein mit Maxifahrern besetztes Automobil die geschlossenen Schranken am Straßenübergang, Kilometer 281, beim Wächterhaus Nr. 201, auf der Strecke Caslau-Sedletz-Kuttnerberg und stieß mit dem Zuge Nr. 1217 zusammen. Hierbei wurde der Marktinspektant Karl Raza aus Kuttnerberg getötet, ferner der Marktinspektant Josef Hampel aus Kuttnerberg und der Chauffeur Rvobek schwer verletzt. Die Ursache des Unglücksfalles wird untersucht.

Rumburg, 9. Jänner. Heute nachts um halb 12 Uhr kam es bei dem Bahnübergang in der Georgswalder Straße in Rumburg zu einem Unglück. Ein Flaschenbierauto aus Oberhennersdorf durchfuhr die geschlossenen Schranken und wurde von dem Personenzug Nr. 334 erfasst und gänzlich zertrümmert. Dem Chauffeur gelang es, sich durch Abspringen rechtzeitig zu retten. Eine zweite Person, die sich auf dem Auto befand, wurde auf die Straße geschleudert und leicht verletzt.

Biergläsern; ein Gewerkschafter wurde derart getroffen, daß er betäubungslos liegen blieb. Nach dieser Geldentate verließen die Kommunisten sturzbüchtig die Versammlung.

Dienstentlassung eines antisemitischen Richters.

Der getaupte Jude als wütender Antisemit. Berlin, 9. Jänner. (Eigenbericht.) Das Kammergericht in Berlin als oberste Disziplinarbehörde hat heute gegen den Landesgerichtsrat Gellin, also einen hofen richterlichen Beamten, auf Dienstentlassung erkannt. Gellin hatte in betrunkenem Zustande in einem Weinrestaurant in Breslau schwere Beschimpfungen gegen die Juden ausgeföhrt, obwohl er selbst Jude ist und sich erst später hatte lassen lassen. Auch die Regierung ist von ihm beschimpft worden. Ebenso wurde ein anwesender Landtagsabgeordneter mit einer Flut von antisemitischen Redensarten überschüttet, trotzdem der Abgeordnete gar kein Jude ist. Die jüdischen ebenso wie die christlichen Rechtsanwälte in Breslau hatten sich daraufhin geweigert, vor Gericht zu erscheinen, wenn Gellin amtierte. Das Kammergericht sah die Veruntreuung des Richters nicht als Milderungsgrund an, sondern führte im Gegenteil aus, daß es Pflicht des Beschuldigten gewesen sei, sich vor Trunkenheit zu hüten; der Richterstand sei im Ansehen auf das schwerste geschädigt worden.

Die Kohlenenquete des Völkerbundes.

Genf, 9. Jänner. Die Kohlenkommission des Völkerbundes haben heute zwei Spezialfragen behandelt, nämlich die Kohlenproduktion und den Verbrauch an Steinkohle und Braunkohle. Von verschiedenen Seiten wurde die Notwendigkeit weiterer statistischer Erhebungen über die Produktion der einzelnen Länder ins Auge gefaßt, besonders im Hinblick darauf, daß verschiedene Produktionsländer gewisse Kohlenarten ausführen und andere einführen müssen. Ferner wurde angeregt, das Material über die Herstellung von Koks, Braunkohle und verschiedenen Kohlennebenprodukten zu vervollständigen. Auch die Auswirkungen der Inbetriebsetzung von Petroleum auf die Kohlenindustrie wurden in Berücksichtigung gezogen. Die Aussprache über den Steinkohlen- und Braunkohlenverbrauch galt besonders der Verdrängung der Steinkohle durch Mineralöle und Wasserkraft.

Agrarunruhen in Japan.

Osaka, 9. Jänner. Anlässlich einer Auseinandersetzung in der Frage der Bewässerungsarbeiten kam es vor dem Regierungsgebäude in Gifu zu schweren Ausschreitungen. Die Polizei schritt ein. Ein Kampf entbrannte sich, in dessen Verlaufe vierzig Personen getötet oder verwundet wurden. Aus Tsuruga wurden Truppen entsandt. Es handelt sich um Bewässerungsarbeiten im Tale des Flusses Sannitowa, die ein großes landwirtschaftliches Gebiet betreffen und gegen die von den Dorfbewohnern Protestkundgebungen veranstaltet wurden.

Ein Kutter gerammt und gesunken. Einer Meldung der Polnischen Telegraphen-Agentur aus Odzinger zufolge ist Montag um 11 Uhr in der Danziger Bucht der Dampfer „B. C. Froehne“ zwei Meilen vor Gela mit dem polnischen Fischkutter „Vor 49“ zusammengestoßen. Auf dem Kutter, der gesunken ist, befanden sich vier Fischer, von denen einer ertrank. Die drei anderen wurden durch Fischerboote gerettet.

Schadensersatz für falsche Röntgenbehandlung. In einem Kurrort in der Nähe von Frankfurt a. Main ließ sich vor etwa zwei Jahren die Frau eines Frankfurter Beamten von einem Arzt mit Röntgenstrahlen behandeln. Dabei wurden ihre Hände und Füße so stark verbrannt, daß die Knochen hervortraten. Die Patientin mußte sich ein Jahr lang in die Behandlung des Frankfurter Städtischen Krankenhauses begeben, ohne daß jedoch trotz verschiedener Operationen der gewünschte Erfolg erzielt wurde. Die Frau kann ihre Hände nicht mehr gebrauchen; die Füße sind durch Hautübertragung so weit geheilt worden, daß die Patientin sich an Stöcken fortbewegen kann. Der Ehemann verklagte den durch Versicherung gedeckten Arzt. Der Prozeß endete jetzt in zweiter Instanz mit einem Vergleich, wonach der Verletzte 30.000 Mark gezahlt werden.

Seine Kinder ausgelegt. Auf der Landstraße zwischen Pösch und Sing wurden dieser Tage die 10 und 13 Jahre alten Knaben Richard und Ernst Obermüller aus Schindlart bei Rohrbach halb erfroren aufgefunden. Nach ihren Angaben besaßen die Eltern einen großen Bauernhof; als die Mutter vor kurzem starb, verkaufte der Vater das Geschäft. Er brachte seine beiden Söhne auf die Straße und sagte dann zu ihnen, er könne sie jetzt nicht mehr brauchen, sie müssen sich in Zukunft ihr Brot selbst verdienen. Er gab den Kindern darauf einige Pfennige und etwas Brot und verschwand. Die Knaben hatten sich 14 Tage hindurch durch Betteln ihre Nahrung verschafft und waren schließlich vollkommen emskriert auf der Landstraße zusammengebrochen.

Die Serie der Liebesabgeleiteten. Aus Venedig wird berichtet: Der Oberkellner Wenzel Koch des hiesigen Kaffeehauses Maria, der verheiratet und Vater dreier Kinder ist, hatte vor einiger Zeit eine tiefe Neigung zu dem Bäckerfräulein Elisabeth Martini gefaßt. Das Mädchen, dem der Oberkellner inwieweit war, plauderte und scherzte oft mit ihm, ohne jedoch im Ernst an ein Liebesverhältnis mit ihm zu denken. Dieser Tage erklärte ihr nun der Oberkellner, es wäre wohl besser, wenn sie beide aus dem Laden scheiden würden. Das Mädchen hielt auch diese Worte für einen Scherz, ließ sich aber trotzdem bewegen, Montag abends nach Geschäftsstunde mit dem Oberkellner ein anderes Verpflegungslokal zu besuchen, wo sie sich bis in die Morgenstunden unterhielten. Das Mädchen gab sich immer noch den Anschein, als wäre sie mit dem Kellner einverstanden und schrieb auch drei Abschiedsbriefe. Morgens trennten sich die beiden und gingen nach Hause. Um 10 Uhr vormittags erschien aber Koch in der Wohnung der Martini, um ihr zu erklären, daß nun die Zeit gekommen sei, ein Ende zu machen. Dem Mädchen wurde nun erst die Tragweite ihres Verhaltens bewußt. Sie wollte aus dem Zimmer flüchten, doch Koch fandte ihr zwei Revolvergeschosse nach. Sie erlitt lebensgefährliche Verletzungen. Hierauf richtete Koch die Waffe gegen seine Schläfe. Er starb noch während des Transportes ins Spital.

Ein Hünengrab in Italien. Bei Mentana in der Provinz Rom wurde ein Hünengrab aufgefunden, in dem sich ein 2,5 Meter langer und ungefähr 1,25 Meter breiter, jedoch leerer Sarkophag aus Travertin (Tuffstein) befand. Daneben befanden sich zahlreiche kleinere Hügel, die wahrscheinlich für die Begräbnisse des Hünen bestimmt waren, in denen verschiedene Schädel und Knochenreste sowie der Sarkophagdeckel gefunden wurden, der wegen seines Gewichtes noch nicht gehoben werden konnte.

Über Rasputin's Rolle nachdenkt, und auf sie findet man in dem Buche eine erschöpfende Antwort. Am russischen Hofe waren nämlich stets Pilger, Mönche, Wahrsager etc. sehr willkommen. Natürlich fehlte es dabei nicht an Charlatans und Altschurkern, die die Situation gut auszunutzen verstanden. Man hoßte sich bei ihnen Ratssätze, die sie gerne gaben. Nach einiger Zeit, nach gemeinsamen Gebeten und religiösen Belegungen erfolgte gewöhnlich das Interesse für die Wahrsager. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse mit Rasputin, den die Großfürstin Anastasia, die Gattin des Nikolai Nikolajewitsch, und ihre Schwester Milko, die mit dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch verheiratet war, in einem kleiner Richter erkannten. Ueber die erste Bekanntschaft Rasputin's mit diesen Mitgliedern des kaiserlichen Hofes weiß Simonowitsch folgendes zu erzählen:

Rasputin erzählte den Damen, er könne alle möglichen Krankheiten heilen, fürchte weder den Teufel noch Zauberer, wolle die Zukunft vorauszusagen und auch drohendes Unglück abzuwenden. Er sprach mit viel Feuer und Ueberzeugung, und seine grauen, blickenden Augen glänzten so ungemein, daß seine Zuhörerinnen ganz begeistert von ihm waren. Sie empfanden eine mystische Ehrfurcht vor ihm. Jeglichem Aberglauben leicht zugänglich, waren sie überzeugt, einen Wundermann getroffen zu haben, wie ihn ihre Herzen ersehnten. Ohne von ihnen stellen an Rasputin eines Abends direkt die Frage, ob er einen Anaben heilen könne, der an Hämophilie (Bluterkrankheit) litt. Rasputin bejahte mit voller Sicherheit, erklärte sogar, er sei mit der geheimnisvollen Krankheit wohl vertraut, und beschrieb ihre Symptome mit verblüffender Genauigkeit. Das Krankheitsbild entsprach vollkommen dem Leiden des Zarewitsch. Einen noch größeren Eindruck machte seine Behauptung, er hätte bereits mehrere Personen von dieser Krankheit geheilt. Er nannte auch die Kräuter, die er dazu benutzte. Die Damen waren glück-

lich, daß sich ihnen hier eine Gelegenheit zu bieten schien, dem Zarenpaar durch die Heilung des Zarewitsch einen unergieblichen Dienst zu erweisen. Sie erzählten Rasputin von der Krankheit des Zarewitsch, von der damals in der Gesellschaft noch nichts bekannt war, und er erbot sich, ihn zu heilen.

Da die Krankheit des Thronfolgers dem Zarenpaar die größten Sorgen machte, so wurde der Versuch ergriffen, daß Rasputin schließlich ins Palais gebracht werden sollte. Mit einer ausgezeichneten Empfehlung der Großfürstin wurde Rasputin der Jarin zugeführt. Der Eindruck, den er machte, war überaus günstig. Bald darauf wurde er berufen, den Kranken Anaben zu behandeln. Als eines Tages das Rasenbluten eintrat, wendete er folgendes Verfahren an: er nahm eine Handvoll Baumrindenstücke aus der Tasche, welche sie in kochendem Wasser ein und belegte mit ihnen das Gesicht des Kranken. Nur der Mund und die Augen blieben frei. Das Rasenbluten hörte auf. Von diesem ersten Auftreten Rasputin's als Heilkünstler im Zarenpalais erzählte Rasputin Simonowitsch, dabei machte er gar kein Geheimnis daraus.

„Daß die Rinde, mit der er das Gesicht des kranken Zarewitsch belegt hatte, gewöhnliche Eichenrinde war, die blutstillende Eigenschaften besitzt. Das Zarenpaar erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es sibirische, sinesische und tibetanische Kräuter gäbe, die eine wunderbare Wirkung auf Krankheiten ausübten.“

Nachdem der kranke Zarewitsch eine Zeit lang bei Rasputin in Behandlung war, ist eine nicht unbewundernde Besserung in seinem Zustand eingetreten. Ob sie ausschließlich auf die Heilmethode Rasputin's zurückzuführen war, läßt sich natürlich nicht sagen. Volksglauben hergeleitet wurde er nicht. Rasputin wußte dem Zaren die Ansicht beizubringen, daß die Krankheit des Thronfolgers diesen nur bis zu seinem 18. Lebensjahre belästigen würde. Rasputin war sich, nach Simonowitsch' Zeugnis, darüber klar, daß er bei der Genesung des Kranken seinen Einfluß in hohem Maße einbüßen würde. So wurde Rasputin für den Zarewitsch unentbehrlich:

„Bei jeder Verschlechterung seines Befindens“, erzählt Simonowitsch, „bei jedem Unwohlsein wurde der Wundermann herbeigerufen, denn er besaß eine unerklärliche Macht über den Anaben. Vielfach genügte ein kurzes Telefongespräch, um Schlaflosigkeit, Fieber und Krämpfe zu beseitigen. Diese Tatsachen erklären Rasputin's ungeheures Ansehen bei der Kaiserin. Ihre Mutterliebe, die eines stark krankhaften Zeigens nicht entbehrt, machte sie zur Sklavin Rasputin's. Er versprach es, die für ihn so außerordentlichen Umstände voll auszunutzen. Ich vermute, daß er manchmal das Seine dazu beigetragen hat, um sie für sich noch günstiger zu gestalten.“

In den Sorgen um das Befinden des Sohnes gefaßt, ließ sich bei Nikolai II. verschiedene individuelle Merkmale psychischer und positiver Natur. Simonowitsch, den Rasputin über die Eigenschaften des Zaren unterrichtet, bestätigte in seinen Erinnerungen, daß Nikolai II. höflich, mit Traurigkeit, Charakter- und willenlos war. Sein eigenartiger Charakter befandere große Ehrfurcht Menschen gegenüber.

„Die mit übernatürlichen Fähigkeiten ausgestattet zu sein schienen, Schwindler, Mistler und Geistesgestörte fanden leicht Zutritt zu ihm und gewannen ohne besondere Schwierigkeit nicht nur seine Aufmerksamkeit und Achtung, sondern sogar seine Gunst. Er ließ sich in ihrer Gesellschaft beirren und hörte auf ihre Befehle und Ratssätze. Viele studien die Erklärung für diese offensichtliche Laune in der Kopferkrankung, die ihn bei seiner Reise nach Japan von einem japanischen Prinzen beigebracht worden war.“

Nikolai II. litt nach Simonowitsch' Charakteristik unter zwei schweren Fehlern, die ihn zum Verhängnis wurden:

„Sein Wille war schwach und sein Geist ängstlich träge. Er traute niemandem und verdächtigte alle. Rasputin widerstand mir einmal folgende Aeußerung des Zaren: „Christliche Menschen gibt es für mich nur bei den Kindern unter zwei Jahren. Sobald sie das dritte Lebensjahr erreichen, freuen sich die Eltern, daß sie schon lügen können. Alle Menschen sind Lügner.“ Raspu-

tin wider sprach, aber in diesem Falle ohne Erfolg.

Die Folge war, daß auch der Zar selbst kein Vertrauen genug. Nikolai II. schien im Gespräch nie entgegenkommend und gefällig, aber man war nie sicher, ob er sein Wort halten würde. Es kam oft vor, daß dem Zaren nachsehende Personen für die Erfüllung seiner Versprechen sorgten, da er selbst sich nicht mehr darum kümmerte. Nikolai lebte in der Ueberzeugung, er werde von allen betrogen, übervorteilt und verhöhnt, niemand könne ihm gegenüber mit der Wahrheit heraus.“

Der Zar trank viel. Es war ein offenes Geheimnis, daß er in der Regel nur am frühen Morgen, etwa bis zehn Uhr, nüchtern war, später aber meist ziemlich berauscht.

Zureiten betraut er sich fast bis zur Bewußtlosigkeit, und nach den Regimentsfesten mußten ihn zum Schlafe gewöhnlich die Offiziere zu seinem Auto hinaustragen.“

U. a. war General Kitchener dieser Schwäche des Zaren zum Opfer gefallen, der in betrunkenem Zustande von der Waise des englischen Generals nach Rußland plauderte.

In den Kriegsjahren, als Rußland eine Niederlage nach der anderen erlitt und die Unzufriedenheit der Gesellschaft immer bedrohlichere Formen annahm, verschärften sich die geschilderten negativen Eigenschaften des Zaren ganz erheblich.

So war der Zar seinem ganzen Wesen nach ein geeignetes Objekt für die mystische Beeinflussung durch die zweifellos starke und ungewöhnliche Persönlichkeit Rasputin's. Es ist selbstverständlich, daß dieser Einfluß trotz der entsprechenden Veranlagung des Zaren nicht so grenzenlos gewesen wäre, wenn Rasputin nicht eine so gewaltige Suggestivkraft besessen hätte. Simonowitsch schildert Rasputin folgendermaßen:

„Seinem Aeußeren nach war Rasputin ein echter russischer Bauer. Er war häßlich, kräftig, von mittlerer Größe. Seine hellgrauen scharfen Augen schen tief. Sein Blick war durchdringend und fest. Nur wenige hielten ihn aus. Es herrschte eine suggestive Kraft darin, der leicht beeinflussbare Menschen nicht widerstehen konnten. Er war ein Kenner der menschlichen Psyche, was ihm außerordentlich nützte.“

„Er (Rasputin)“, erzählt Simonowitsch weiter, „war ein allmächtiger Zauberer und dabei jugendlich und verlässlicher als ein Würstchen oder General. Sein Zarenamt hatte in Rußland solche Macht erreicht wie er.“

Rasputin versuchte nicht, sich die Manieren und Geistesformen der wohlhabenden Petersburger Gesellschaft anzueignen. Er benahm sich in den aristokratischen Salons mit unangenehmer Frechheit und Nonchalance.

Unschicklich abfällig hob er seine hässliche Dörbheit und Ungezogenheit hervor.

Es war ein seltsames Schauspiel, wenn russische Fräulein, Gräfinnen, berühmte Schauspielerinnen, mächtige Minister und Würdenträger den betrunkenen Bauern umschwärmen. Er behandelte sie wie Kavaliers und Dienstmädchen. Beim geringsten Aufstoß beschimpfte er die aristokratischen Damen in der unflätigsten Weise, wie sie selbst im Stall kaum Anklang gefunden hätte. Seine Unverschämtheit war geradezu grotesk. Er schrie die Leute an, schikanierte sie in jeder Weise, rohte seine lächerliche Laune aus.“

Simonowitsch ist der Ueberzeugung, daß sich Rasputin mit voller Absicht regelhaft betrank, um seinem Haß gegen den Adel Luft zu machen.

„Er beschimpfte und verhöhnte die Adligen mit Vorliebe, nannte sie Hunde und erklärte, kein russischer Edelmann habe in Wahrheit aus) nur einen Tropfen russischen Blutes in sich.“

Um Rasputin's Eohn und Intervention suchten in dem kaiserlichen Lande Menschen aller Stände und Verufe nach. Bemerkenswert ist Simonowitsch' Zeugnis, daß Rasputin nie aus „grundtätigen Bedenken“ seine Hilfe verweigerte:

„Er half immer, wenn es ihm irgend möglich war, und liebte es, die Reichen und Mächtigen zu demütigen, um so seine Sympathien für die Armen und Bauern zum Ausdruck zu bringen.“

Dabei war Rasputin nicht eigenmächtig, er forderte nie eine Entschädigung für seine Mißthaten. „Besonders gern half er Bauern.“ (S. 45.) Es ist kaum anzunehmen, daß der Verfasser den allmächtigen Bauern hier idealisiert. Denn aus der ganzen Darstellung geht hervor, daß Simonowitsch gar nicht geneigt ist, ein Wohl aus den Schwächen Rasputin's zu machen.

Bekanntlich war Rasputin ein Lebemann großer Sills; er feierte oft Orgien in den elegantesten Restaurants Petersburgs. In diesem Zusammenhang berichtet Simonowitsch viele neue interessante Einzelheiten aus dem Leben der Petersburger Gesellschaft. Ganz entschieden weiß aber Simonowitsch alle Gerüchte über intime Beziehungen Rasputin's zu der Jarin sowie zu ihrer Tochter zurück. Daran sei, seiner Ueberzeugung nach, kein wahres Wort.

An einer Reihe von Beispielen illustriert der Verfasser anschaulich, wie ganz der Jar in der Gewalt Rasputin's war. Schlicht und einfach wird erzählt, welche minderwertigen und unbedeutenden Personen an der Spitze der obersten Regimentsstellen standen, wie sie mit Naturunwissenheit das Land zugrunde richten mußten. Diese Darstellung schont niemanden. Aber die Hauptbedeutung des Buches besteht, unserer Meinung nach, darin, daß es indirekt eine vernichtende Anklage gegen den monarchistischen Gedanken darstellt. Denn das tragische Kapitel „Rasputin“ in der russischen Geschichte konnte sich nur in einem absoluten Staat abspielen, mag auch die Tätigkeit des russischen Bauers in diesen Einzelheiten zu gutem geführt haben.

Der allmächtige Bauer und der willenlose Zar.

von Paul Oberg, Berlin.

Nur der allmächtige Bauer des vorrevolutionären Rußlands, Rasputin, ist bereits eine ganze Literatur entstanden: umfangreiche Bücher, kleinere Pamphlete, unzählige Zeitungsartikel befaßten sich mit seiner komplizierten Natur und veruchten das Rätsel seines gewaltigen Einflusses auf den russischen Hof zu lösen. Rasputin's Wirken und Lebensgestaltung sind Gegenstand mehrerer Schauspiele geworden. Und trotzdem vermehrte man bisher eine unvoreingenommene und vollständige Schilderung des Mannes, in dessen Lenden der russische Selbstherrscher Nikolai II. sowie die Jarin Alexandra einfache Werkzeuge waren. Es war nur die Aufstellung ganz allgemein verbreitet, daß Rasputin der böse Geist des armen Landes gewesen sei. Er war nicht nur den fortschrittlichen Kreisen der russischen Gesellschaft, sondern auch — natürlich aus anderen Motiven — den oberen Schichten verhaßt. Nur ein relativ kleiner Kreis war über die Einzelheiten in der Rolle Rasputin's unterrichtet. Durch die neue ausführliche Publikation, die loben erschienen ist („Rasputin“, Der allmächtige Bauer, von A. Simonowitsch, Hessel & Co. Verlag, Berlin W., 20, Rolandstraße 21 a, 357 Seiten), ist die Lücke in der Literatur über den allmächtigen Bauern ausgefüllt worden. Ueberdies erscheint nun Rasputin in einer neuen Beleuchtung. Ingleich zeigt man zum ersten Mal außerordentlich interessante Charakterzüge des Zaren. Der Verfasser des Buches war mehrere Jahre lang Vertrauensmann und Berater Rasputin's. Tag für Tag beobachtete er das Leben und Treiben des Bauern. Simonowitsch war in fast alle wichtigen Klänge und Entscheidungen eingeweiht und mit der Durchführung derselben vertraut. Er konnte daher wie kein anderer das Recht beanspruchen, eine Charakteristik Rasputin's aus der hochinteressanten Periode, als er auf dem Höhepunkte seiner rücksichtslosen Macht stand, geben zu können.

Wie war es möglich? Wie konnte der Bauer eine solche Machtstellung erreichen? Diese Frage taucht zunächst bei jedem Europäer auf, wenn er

ist „pöddauisch“ orientiert, der vierte hat eine Schwäche für „niedlich“, der fünfte für „vassig“; da man sein Gesicht, seine Figur, seine Möglichkeiten, seine Schminke kennen.

Versteht man also kein Handwerk, hat man schon Verbindungen, hat man rechtzeitig „Besuch gemacht“, besitzt man die augenblicklich „getragene“ Figur, kann hat man ein paar Monate zu tun und verdient so an die 400 bis 500 Mark. Die Damen und Herren, die uns während der Modenschauen beglückten, sitzen oft im Klub auf das eigene „entzündende“ Töchterchen die Nase klopfen, machen sich selten Gedanken darüber, wie sauer dieser Verdienst ist. Kleiderprobieren, Friseurexperimente, verdorbene Haar, stundenlange Fahrten, endlich Modenschau, ja! wegen der Kleider — jede will die besten und auffallendsten tragen, angehängt von den Chefs, sich im engen Raume mit zehn, zwanzig Kostgünstigen ausziehen, malen, anziehen, im Eiltempo vor das Publikum, sich auf „Entzündend“ umstellen, lächeln, schreien, drohen, lächeln, „gut“ und „schön“ ausprechen, Briefe sagen, Boshheiten der Kolleginnen überhören — oder hören und erwidern — ja! wie eine Elfe zum Barberdengang schweben.

Seam daß dieser erreicht ist: nächstes Kleid... Schuppe... Strümpfe... Wo ist mein Schmutz?... Ich soll ein Handtäschchen münchmen... der Schmutz... Fräulein, nehmen Sie den roten Hut! Sie können doch nicht ohne Schal hinaus! Wo sind die Tennisschläger?... Wer hat mein Kamme gemacht?... Tempo, Tempo, Kinder, fertig, raus!... Und wir beginnen wieder zu lächeln und uns zu

drücken, als wäre das Leben für uns ein ewiger Dreierlot. Kaum haben wir die zwei Stunden gegender Verwandlungskunst hinter uns, so rasen wir zum nächsten Laden zur nächsten Schminke. Und dann zur dritten. Und oft noch zur vierten. Dann ist Mitternacht. Die Füße schmerzen, die Augen brennen. O, wenn es nur keine Modenschauen mehr gäbe!

Aber wir müssen weiter Geld verdienen. Ist die Winterkälte vorbei, dann beginnen die Modenschauen in Bars, Dölen, Cafés. Weniger Modenschauen als Strichan. Viel Wäsche, Handtücher und so. Pläne Modenschau, Neuerung, Gelegenheit für Schmutz aller Art, erotische Komplexe abzuwecken und an uns zum Vorschein zu bringen das verdrehte Mädchen mit ebenso geistreichen wie geschmackvollen Bemerkungen zu lächeln. Dafür kriegen wir vom Manager ein paar Mark. Und wenn der Manager ein schlechtes Gesicht macht, dann bekommen wir nichts, oder es wird uns etwas abgezogen; wenn er sehr viel verdient, bekommen wir aber nicht etwa mehr. Wir sind nur am Risiko, nicht aber an der Chance beteiligt. Am Vormittag zwei Stunden; beim Feiern, nachmittags zwei Stunden Kleiderprobe, abends von 8 bis 2 Uhr Modenschau; dafür habe ich mich schon mit 5 Mark und einer Tasse Kaffee zufrieden geben müssen. Von den 3 Mark gingen noch sechsmal Fahrkarten und Telefongroschen ab. Nun rechnen Sie sich mal meinen Verdienst aus!“ S. Anders.

Schein und Sein.

Interview mit einem Mannequin.

„Die dürfen und nicht mit den festangestellten Vorbildern der Modenschauen verwechselt. Wir sind ein freier Beruf. In gewissem Sinne ein vogelfreier. Wir arbeiten auf Modenschauen, während der Saison in den großen Kaufhäusern, bei Wäschefirmen, bei auswärtigen Firmen, die in den Hotels ihre Modelle anstellen, bei Reklamorganisationen. Zuweilen auch auswärts, in der Provinz. In der Saison geht es uns gut, das heißt, da verdienen wir gut und arbeiten schwer. Wenn wir gut aussehen und dahinter her sind. Ich sein und unverstören heißt die Parole; das Beste angezogen, wenig drunter und wenig drüber, gut gemacht, und den Firmen die Lüge eingebracht! Der Anfang ist besonders schwer: Die Leiter der Modenschauen wissen aus langjähriger Erfahrung sofort, wer „aus der Branche“ ist, und wer ihnen nur etwas vorzuarbeitet. Ungefährlich und mit Charme vorzuführen, nicht leicht sein und nicht posieren, ist nicht ganz so leicht, wie es aussieht. Auf dem Laufsteig gut aussehen und sich ungezwungen bewegen, ist schwerer als auf der Straße. Und die „Anlagebestimmung“ macht lange zu schaffen, bis man sie völlig beherrscht. Manche Schauspieler bringen von uns lernen; in jedem Vorbildraum ist die Beleuchtung eine andere, Publikum und Geschmacksmodellen, die Verkaufsfähigkeit haben ihren Sondergeschmack; der eine will „Solomonen“, der andere „Girls“, der dritte

Kunst und Wissen.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters.
 Donnerstag (80-4), 7 1/2 Uhr: „Dreigroschenoper“. Freitag (Ensemblefestspiel der Berliner Reinhardt-Revue), 7 1/2 Uhr: „Es liegt in der Luft“. Samstag (81-4), 7 Uhr: „Moussieur Paul“. 10 1/2 Uhr: Ensemblefestspiel der Berliner Reinhardt-Revue: „Es liegt in der Luft“. Sonntag, 2 1/2 Uhr: „Fräulein Ramba“. 7 1/2 Uhr: Ensemblefestspiel der Berliner Reinhardt-Revue: „Es liegt in der Luft“. Montag (82-2), 7 1/2 Uhr: „Abenteuer in Schottland“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag: „Arm wie ein Kirchenmann“. Freitag: „Entführung“. Samstag: „Fräulein Ramba“. Sonntag, 3 Uhr: „Broadway“. 7 1/2 Uhr: „Ehen werden im Himmel geschlossen“. Montag (Hauptbesetzung): „Entführung“.

Literatur.

„Reine ersten 2000 Jahre. Autobiographie des ewigen Juden.“ Roman von G. S. Bieder und P. Eldridge. Uebersetzt von Curt Meyerink. Verlag, Paul List, Leipzig. (Preis M. 7.—, in Poimen M. 10.—) Ein fähiges Unternehmen, eine Autobiographie des „ewigen Juden“, der nach der Sage zur Unsterblichkeit verdammt ist, zu schreiben, aber man muß gestehen: eine glückliche Idee, weil sie Gelegenheit gibt zu mancherlei Denkfahrungen. Es ist aber nicht nur ein eigenartiges Buch, das durch die Verwendung dieses Zagenstoffes entstanden ist, sondern auch eines, dem man künstlerischen und literarischen Wert zubilligen muß. Auf dem Wege dahin, auf dem gerade einige Gelehrte weilen, kehrt unter dem herrschenden Blau von Wissen und dem Strahlen des Dammers Isaac Laquedem, der ewige Jude, ein. Die drei „ernsthaften Priester der Wissenschaft“ holen aus dem geheimnisvollen Fremden mit Hilfe der Psychoanalyse, durch die er in einen Dämmerzustand versetzt wird, die Geschichte seines Lebens heraus. Und nun geht es durch die Jahrhunderte vom Tage des Verhörs Jesu, dem Laquedem als römischer Hauptmann beizumohnt, von Generation zu Generation als „Kathaphilus“, der Vielgeliebte. Die Verfasser erfassen ihn tiefer als er uns durch die Legende bekannt ist und zeichnen ihn als Wahrheitsfaher, der in ewig ungestilltem Sehnen nach dem Geheimnis der letzten Dinge sucht. Vergeblich ist auch seine ungestillte Liebe zu Salome, die als weiblicher Ahab der sein Schicksal teilt. Das ganze ist ein gewaltiges Epos menschlichen Leidens und Lebens, wie es eigenartiger wohl kaum je geschrieben wurde. Der Spannung des künstlerisch gefalteten und durch eine reiche Handlung belebten Buches wird sich niemand entziehen können.

„Borgia.“ Roman einer Familie von A. Laband. Pöschel-Verlag, Wien. Der Verfasser hat das Erscheinen dieses letzten Buches nicht mehr erlebt. Der Stoff, den er für diesen historischen Roman erwählt hat, ist die Schandgeschichte der Borgia, das ist jene menschlich entsetzliche Herrscherfamilie, deren eines ihrer Mitglieder, als Calixtus III. bekannt, mit 27 Jahren Papst wird. Ein anderes Familienmitglied, eben jener Borgia, gelangt durch Bestechung der Kardinele im Konklave gleichfalls auf den Papststuhl und er ist es, dessen ausschweifendes, schändliches Leben allen schon genügt, um die Geschichte des Papsttums unauflöslich mit Schande zu beladen. Ein dunkles Stück der Geschichte, das in dem Buche entrollt wird. Die Familie der Borgia ist eine Geschichte der verabscheuenswürdigsten Verbrechen, dieser Stoff allein bürgt schon dafür, daß daraus unter der Hand eines Künstlers ein packendes Werk entstehe. Das dies Laband restlos gelungen ist, kann man leider nicht sagen. Immerhin ist es ein Buch, das gelesen zu werden verdient.

Von den Detektivromanen Edgar Wallace Roman und drei der neueren Bände vor. Es sind dies:

„Cucumag“, „Das Verrietaria“ und „Die festsame Wästin“. Auch in diesen Werken zeigt sich die glänzende Erfindungsgabe Wallace, gepaart mit seinem gefunden, ursprünglichen Humor von der vorzüglichsten Seite. Man kann nur immer wieder staunen, wie ausgezeichnet der Verfasser es versteht, den Leser schon nach den ersten einleitenden Worten in Bann zu schlagen. Wallace versteht es wie kaum ein zweiter, auch den geläufigsten abgegriffenen Menschen, dem für schwere geistige Kost die Aufmerksamkeit fehlt, Lust zum Lesen abzugewinnen. Unsere Zeit, deren hastendes Leben die Herzen der Menschen zerquält, hat mit Wallace-Büchern auch das Mittel hervorgebracht, über Stunden der Ermüdung hinwegzutäuschen.

Der Film.

„Die Wildtate.“

Dolores del Rio.

Diesen in Prag bereits auf dem Programm gewesenen Film führten United Artists nun auch in einer Preisvorstellung vor. In der Fabel und zur Durchführung des Films braucht nicht viel gesagt zu werden. Das Grundthema „Die Liebe ist stärker als die Rache“ ist bis zum unvermeidlichen, hier aber gar nicht so gekünstelten, Happy End in allfälligen dramatischen Variationen abgewandelt, die Regie und die Darstellung verdienen Lob, die Photographie nicht minder. Freilich hätte man mit den schönen Gebirgsaufnahmen nicht so sparen müssen.

Der diesen Film sieht, wird aber vor allem Dolores del Rio sehen und von dem Film ihr Spiel im Gedächtnis behalten. Es gibt Filmschauspielerinnen, die aus ihren Rollen mehr zu machen verstehen, die bessere Nuancen erkennen, raffinierter sind, stärker zu packen wissen; aber es gibt heute kaum eine, die dem Film an sich mehr gibt, was des Films ist, als Dolores del Rio, keine, die so für das Auge spielt. Sie ist eigentlich eine Tänzerin, die mit den Bewegungen des Alltags tiefere Deutung der Seele verbindet, die manchmal ohne Zweifel überreicht, aber nur darum, weil ihr die Sprache der Bewegung, weil ihr das Spiel der Glieder, weil ihr das Heben der Arme, ein Augen-ausschlag mehr zu sagen schmeint als eine penaltlich herausgearbeitete realistische Geste. Dieser wunder-volle Körper ist besetzt bis in die Fußspitzen und spricht eine stärkere Sprache als die des stummen Filmschauspielers. Auch in der Mimik, im Spiel der Augen und des Mundes, das oft kaum erkennbar, aus dem ruhenden Antlitz spricht, liegt bei dieser Künstlerin mehr als sonst bei einer. Sie ist die Wildtate, ist gesteigertes Leben in Traurigkeit und Wildheit, Haß und Liebe, ein Stück Natur, und man könnte diesem Spiel vielleicht gespannt folgen, auch wenn die ganze übrige Handlung fortbliebe, wenn nur sie allein auf der Leinwand lebte!

Ein zweiter Film, den die United Artists zeigten, „Das gefährliche Alter“ (Regie Griffith), kann zu den guten Spielfilmen gezählt werden, obwohl man das aus dem Titel erkennbare Motiv lieber von Deutschen verfilmt sieht als von Amerikanern, die nach unserem Gefühl das Problem gleichermäßen zu primitiv und zu verwickelt sehen. Das Zeelische wird zu robust genommen, es genügt etwa nicht das gefährliche Alter des Mannes, er muß erst durch eine besonders raffinierte Intrigantinnen „verführt“ werden, es genügt nicht der Schmerz der Frau, sie muß gleich am Rande des Selbstmordes vorzufahren werden, die Lösung aber geschieht durch komplizierte und sensationelle Abenteuer mit Revolver und sonstigen Ausrüstungen, gefüllt der Film und von den Darstellern diesmal auch Zally o' Reill, die sonst kaum europäischen Geschmack entspricht.

„Das Kainzeichen.“

Unsere heimische Filmproduktion scheint nach wie vor auf keiner hohen Stufe zu stehen. So muß man

wenigstens annehmen, wenn man den neuen Film der Interfilmgesellschaft gesehen hat.

Man hätte einen guten Film schaffen können, wenn man das Problem, das hier nur angedeutet und berührt ist, herhaft aufgegriffen und gestaltet hätte: Der unschuldig Verurteilte, der nach den Jahren der Gefängnishaft durch den Vorkott der Gesellschaft zum Verbrecher werden kann. Statt dessen steckt hinter dem pompösen Titel, der an und für sich schon zu Vorsicht mahnt, eine rührliche und verlogene Geschichte, die natürlich mit obligatem Happy-End-Auß endet.

Der Ingenieur-Candidat Rybeck verliert seine Stelle, da er seine Berufspflicht wegen eines Liebesverhältnisses mit der Frau des leitenden Ingenieurs vernachlässigt hat. Da er keine Beschäftigung als Ingenieur findet, muß er als gewöhnlicher Arbeiter seinen Erwerb suchen. Als Schlafsucher kommt er in eine Familie, die durch die Trunksucht des Mannes zerrütet ist. Als dieser wieder einmal seine Frau mißhandelt, ergreift Rybeck für die Frau Partei und erschlägt in Notwehr den Mann. In fünf Jahren Kerker verurteilt, kann er nach seiner Entlassung keine Arbeit finden und irrt umher. In einem Gasthause erzählt er nun seine Geschichte, die so rührend ist, daß er darauf Arbeit bekommt, daß sich die Wirtstochter in ihn verliebt und er sogar Teilshaber des Ingenieurs wird.

Die Darsteller bemühen sich, die Figuren mit Leben zu erfüllen, können es aber nicht verhindern, daß man das Gefühl hat, daß alles nur Film, nie aber Wirklichkeit sei; daß also die Illusion der Wahrheit fehlt.

Und das ist der größte Fehler dieses Filmes!
A. P.

Sport * Spiel * Körperpflege

Kritik auf Bestellung.

Wenn auf dem Fußballfeld Schiedsrichter verbrannt werden, oder wenn man Schienbeine demoliert, dann findet man das im bürgerlichen Sport ganz in der Ordnung — geringe Ausnahmen werden zugestanden. Wenn solche Vorkommnisse aber in der Presse kritisiert werden, dann schreit man Zeter und Mordio.

Die bürgerliche Presse ist gewiß zu einem guten Teil mitschuldig an diesen Vorkommnissen. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit schreibt sie von den schwachen sportlichen Leistungen, die geeignet wären, das Interesse des sportfremden Publikums erlahmen zu lassen. Und wenn dann, um bei den Fußballern zu bleiben, wirklich einmal der Sport geizig wurde, der „dem Geschmack des Publikums näher kam“, und wenn dann die aufgehetzten Fußballer über die Stränge schlugen, dann, ja dann wissen die Herren Sportberichterstattung nichts anderes, als von peinlichen Zwischenfällen zu berichten, die geeignet sind, den Sport herabzusetzen, wo es doch nur die Geister sind, die man selbst gerufen hat.

Aber was man jetzt aus der Schweiz hört, dürfte wohl kaum schon dazurechnen sein. Da hat der führende Schweizer Fußballverein mit sämtlichen Pressevertretern ein Abkommen getroffen, nach dem alle schlechten Leistungen von seinen Spielern in Zukunft nur ohne Namensnennung kritisiert werden sollen. Man ist noch nicht so weit gegangen, daß man vertraglich festlegt, daß an den Leistungen des Vereins überhaupt keine Kritik geübt werden darf. Aber die Kritik ohne Namensnennung ist im bürgerlichen Sport schon fast gleichbedeutend. Denn wenn ein Rechtsaugen sämtliche Schälle hinter das Tor befördert, hat das fast nichts zu sagen; man aber in der Zeitung steht, daß Müller oder Schulze das getan hat, dann ist das nie wieder gut zu machen. Man sollte das überall so machen, dann kann man in nächsten Jahre bei den Amateurberatern wenigstens feststellen, daß sich der bürgerliche Sport wieder in aufsteigender Linie bewegt.

Ein neues bürgerliches Fußballblatt in Berlin.

Der vor Jahren eingegangene „Rasenport“, der einst das führende Blatt des Verbandes Branden-

Einladung
 zu dem am Donnerstag, den 10. Jänner l. J. um 8 Uhr abends im „Goldenen Kreuz“, Prag II, Refektaria, stattfindenden Vortrag des Genossen Dr. Karl Kanitz, Chebrater und Frauenarzt, Wien, über

„Sozial- Hygiene der Frau.“
 Wir laden alle Genossinnen und Genossen zu diesem sicher sehr wichtigen und interessanten Vortrag herzlich ein. Gäste willkommen!
 Freundschaft!
 Das Frauenbezirksomitee.

bürgerlicher Ballspielvereine war, erscheint jetzt wieder. Die Schriftleitung hat Karl Koppelsch. Die erste Nummer der Zeitschrift zeigt, daß das Blatt im bürgerlichen Sport sehr links stehen will. Angeichts der Tatsache, daß im Berliner bürgerlichen Fußballsport zwei Blätter leben können, muß es doppelt beschämen, daß die politischen Fanatiker im Arbeiterfußball Berlins so ziemlich alles ruiniert haben.

3 für den Erfahrenen!!



Preisliste Nr. 21 an Wiederverkäufer und Konsumvereine gratis und franko.

DALA & Co. A. G. in Schlan

Anticornein
 Hornhaut besetzt in einigen Tagen nur VITEK'S „Anticornein“
 Eine Flasche K 6.—
 Zu haben in Apotheken u. Drogerien. Allein echt von Fr. Vitek & Co., Prag II, Vodickova 33.

Herausgeber: Dr. Ludwig Czech.
 Verantwortl. Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag.
 Druck: Rosa A. G. für Zeitung- und Buchdruck, Prag.
 Für den Druck verantwortl.: Otto Solik, Prag.
 Die Zeitungsmarktspreisen wurden von der Volk- u. Zeitungsdruckerei mit Erlaß Nr. 127.331/VIII.27 am 14. Mai 1927 bewilligt.

Die Pantoffel.

Von A. Altschul.

Es waren einmal zwei Freunde. So würde diese Geschichte anfangen, wenn sie ein Märchen wäre. Aber sie ist es nicht, sie ist blutige Wahrheit, mit einem Wort, sie hat sich genau so zugezogen, wie ich sie jetzt erzählen werde.

Also wie gesagt: Hans und Willy waren Freunde. Sie wohnten beisammen, sie waren in demselben Unternehmen angestellt und so konnten sie auch ihre Urlaube gemeinsam verbringen. Während eines dieser Urlaube hat sich nun folgende tragische Geschichte zugezogen.

Es war im Winter, Weihnachten. Schmutziger Schnee bedeckte die Straßen der Stadt und die beiden Freunde beschlossen, ihre kurzen Ferien im Gebirge zu verbringen. Da sie aber mit reichlichen Gütern nicht besonders reichlich bedacht worden waren — das Schicksal ist eben oft unverantwortlich in seinem Tun und Lassen —, so mußten sie Orte, die nur zum Geldausgeben da waren, links liegen lassen und Gottes schöne Natur an solchen Stellen betrachten, wo Europas übertriebene Höflichkeit noch nicht Einlaß begehrt hatte. Aber das tat ihnen nichts. Sie waren ja zu zweit und nach einem alten Sprichwort ist geteiltes Leid nur halbes Leid.

Das Dörfchen lag wirklich idyllisch schön zwischen den ungeheureren Bergriesen. Willy fühlte sich hier sehr wohl. Hans weniger. Er ist dort auch zu der Erkenntnis gekommen, daß

wenn man nur jemandem allein sein will, man mit ihm nur auf den Nordpol pilgern muß und selbst dort ist man nicht sicher, ob einem nicht eine Eskimofamilie mit einer reizenden Tochter den ganzen Aufenthalt verdirbt.

In jenes kleine Gebirgsdörfchen kam zwar keine Eskimofamilie, aber dafür ein Pastor mit Weib und Kind. Das „Kind“, von den Eltern Maria, und wie wir noch hören werden, von anderen Leuten Mizzi genannt, war niemand anderer, als ein entzückendes Mädel und Willy konnte dem verständlichen Drange nicht widerstehen, sie zu sein etwas dehnbares Herz aufzunehmen. Bald hatten sie sich angefreundet und redeten nun vergnügt den steilen Abhang hinunter. Hans stand oben und sah den beiden nach. Als ihm aber die Zeit doch zu lang wurde, kehrte er mißgestimmt ins Wirtshaus zurück, wo ihm die Gnade zuteil wurde, mit dem Herrn Pastor Schach zu spielen, während dessen Frau, wie sie logte, schon den St. Strumpf für Marias Aussteuer strickte.

Als es dämerte, kamen auch Mizzi und Willy, die sich in dem dunklen Flur noch tüchtig geflüstert hatten, zurück. Der Pastor betrachtete wohlgefällig keine züchtige Tochter, die mit einem jungen Manne nicht allein blieb, wenn die ach so hübsche Nacht hereinbrach. Da er aber ein weiser Herr war, so konnte er seine Gedanken nicht lange für sich behalten und bald kam eine rege Unterhaltung in Fluß. Er schenkte über die modernen Mädchen und Willy, der noch den Sauch von Mizzis Lippen zu fühlen glaubte, ließ ein Donnerwetter über die Verderbtheit der heu-

tigen Jugend vom Stapel, dessen Wille alle diejenigen vernichteten, welche die schamlosen Sitten der Jetztzeit gutheißten. Hans, der sich den plötzlichen Stimmungswandel seines Freundes nicht ganz erklären konnte, zog sich zurück und langweilte sich. Aber er beschloß, fürchtbare Rache zu nehmen.

Wie er das anjagen wollte, war ihm noch nicht ganz klar, aber das Glück war ihm hold. Wie die Schlange ins Paradies kam, um mit ihrem unwiderstehlichen Loden die sündigen Menschen zu bestrafen, erschien in dem Dörfchen eine Dame aus der Gegend. Sie war stets nach der letzten Mode gekleidet und außerdem war sie noch etwas, nämlich dem Herrn Pastor Wasser auf keine Mühe Zeit ganz besonderes Mißfallen erregten ihre roten Pantoffelchen, die sie zum Abendessen trug und Willy pflichtete ihm wie gewöhnlich eifrig bei.

Am dem lieben Leser die weitere Entwicklung der Geschichte verständlich zu machen, muß ich erwähnen, daß der Herr Pastor der Morgenstunde das Gold aus dem Munde zu nehmen verachtete, während Willy dies bereitwilligst anderen überließ. Aber das nur so nebenbei.

Als Willy am nächsten Tage, wenigstens nach seinen Begriffen, zu früher Stunde das Gastzimmer betrat, traf ihn ein vernichtender Blick des Herrn Pastor und als er sich die Beschreibung näher betrachtete, bemerkte er, daß Mizzi ganz verweinte Augen hatte. Ihm wurde etwas ungemütlich zu Mut, aber wenn er sich nach dem Grund fragte, so konnte er sich keine rechte Antwort geben. Was hatte er nur verbrochen? Er

lehnte sich wie gewöhnlich an den Tisch des köstlichen Ehepaares, aber diese sprangen wie von der Tarantel gestochen auf und ließen sich erst am anderen Ende des Zimmers nieder.

Willy stand vor einem Rätsel. Als er Hans die Geschichte erzählte, zwack dieser nur die Achseln und behauptete, daß er sich die Sache auch nicht erklären könne.

Daß Willy in der nächsten Nacht etwas schlechter als sonst schlief, ist ja verständlich. Und so kam es, daß er auch ein Geräusch vor seiner Tür hörte, das ihn früher sicher nicht geweckt hätte. Er machte Licht. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und auf der Schwelle stand — Hans, Lebenswirdig, wie noch nie, eusckuldigte er sich für seinen Besuch zu so nachtschlafender Zeit, aber er müsse Willy etwas sehr Interessantes mitteilen, und zwar, daß Pastors am Abend plötzlich abgereist seien, da sie mit einem solchen Auswurf der Menschheit wie Willy nicht unter einem Dache schlafen wollten.

„Und das hast du alles mir zu verdanken“, fuhr Hans lachend fort, „denn du hast mich derart vernachlässigt, daß ich beschloß, mich zu rächen.“

„Aber was hast du denn nur gemacht“, stammelte Willy noch immer fassungslos.
 „Gar nichts besonderes, ich habe nur die kleinen, roten Pantoffelchen, die vor dem Nebenzimmer stehen, für eine Nacht vor deine Tür gestellt und der Herr Pastor, der zeitig früh vorüberging, glaubte wahrscheinlich, Sodom und Gomorrha zu sehen.“